

Erzählungen des alten Japan

AUS DEM KONJAKU-MONOGATARI

UNESCO-SAMMLUNG
REPRÄSENTATIVER WERKE
ASIATISCHE REIHE

HERAUSGEGEBEN VON HORST HAMMITZSCH
AUSGEWÄHLT UND ÜBERSETZT VON
INGRID SCHUSTER UND KLAUS MÜLLER

PHILIPP RECLAM JUN. STUTTGART

Dieses Werk erscheint in der Reihe von Übersetzungen asiatischer Literaturen, die durch die United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (UNESCO) im Rahmen ihres Hauptprogrammes zur weiteren Verständigung zwischen Ost und West gefördert wird.

Universal-Bibliothek Nr. 8960

Alle Rechte vorbehalten. © Philipp Reclam jun. Stuttgart 1965.

Gesetzt in Borgis Garamond-Antiqua. Printed in Germany 1965.

Herstellung: Reclam Stuttgart

ZUR EINFÜHRUNG

Eine eigene Gattung unter den Werken der erzählenden Literatur Japans bilden die sogenannten *setsuwa-monogatari*. Sie unterscheiden sich in Form und Gehalt von anderen Werken der Erzählkunst so auffällig, daß man ohne Bedenken von einer *setsuwa*-Literatur sprechen kann. Werke dieser Form sind im Rahmen des literarischen Schaffens Japans aus zwei Gründen von Bedeutung. Einmal überliefern sie wertvolles altes Erzählgut, das sich in mündlicher Weitergabe in Japan gehalten hatte und als wichtiges Quellenmaterial für die Verbreitung von Sagen, Legenden, Märchen und Anekdoten und – soweit es sich um fremdländische Geschichten handelt – für deren Abwandlung und Wanderwege dienen kann. Zum anderen aber gingen gerade von dieser Gattung starke Einflüsse auf die Dichtung der späteren Zeiten aus. Erzählungen und Dramen schöpften immer wieder aus diesem lebendigen Quell.

Der Begriff *setsuwa*, heute in der Bedeutung Erzählung oder Geschichte gebraucht, umfaßt seinem eigentlichen Gehalt nach wesentlich mehr. Die Mythologie, die Sage, die Legende, das Märchen, die Erzählung in all ihrem Formenreichtum kommt darin zu Wort. Ursprünglich in rein mündlicher Überlieferung weitergegeben, zeigten diese Sammlungen einen volkstümlich-frischen Ausdruck. Dieser erstarrte zwar ein wenig, als man begann, jene umlaufenden Erzählungen niederzuschreiben und für die kommenden Zeiten festzulegen. Doch auch nachdem sie auf diese Weise zu einer literarischen Gattung wurden, blieb noch genug der ursprünglichen Frische zurück, um die Lektüre reizvoll werden zu lassen, denn man vermied, ausgestaltende Zusätze anzufügen.

Geht man den Spuren dieser Literaturform nach, so könnte man zunächst die alten Topographien der *Fudoki* mit ihren Aufzeichnungen alten Sagengutes aufgreifen und hier die er-

bezeichnet. Dieser Oberstaatsrat war ein gewisser Takakuni. Er war ein Enkel des Minamoto Takaaki und der zweite Sohn des Oberstaatsrats Toshikata. Zu Jahren gekommen, scheute er die Hitze und erbat sich Urlaub; er zog sich vom fünften bis zum achten Monat in seine „Klausur der südlichen Quelle“ am Rande des Südberges beim Byōdō-Tempel zurück. So sprach man von ihm als von dem „Oberstaatsrat von Uji“. Und das Vorwort fährt dann fort: Auf den Brettern der Veranda hatte er eine Matte ausgebreitet und saß dort, sich in der Kühle erholend; einen großen, runden Fächer in der Hand, fächelte er sich frische Luft zu. Er ließ die Vorübergehenden, ohne Ansehen von hoch und niedrig, hereinbitten und Geschichten vergangener Tage erzählen; dabei lag er bequem ausgestreckt und schrieb alles, so wie die Leute es erzählten, in ein großes Skizzenheft nieder.

Da gab es Erzählungen aus Indien, aus China und aus Japan. Und unter diesen solche, die erhaben und vulgär, die furchterweckend und mitleiderregend waren; es gab solche, die ekelerregend, und hie und da solche, die phantastisch oder witzig waren – eine bunte Vielgestalt zeigten sie. Und als die Leute seiner Zeit sie amüsiert zu Gesicht bekamen, waren es vierzehn Hefte. Diese Originale wurden überliefert und befanden sich im Hause des Kammerherrn Toshisada. Was wird wohl aus ihnen geworden sein? In den folgenden Zeiten haben Leute mit Verstand manches hinzugefügt, so hat sich die Zahl der Erzählungen beträchtlich vermehrt¹.

Mag die Frage nach dem Verfasser des *Konjaku-monogatari* auch zweifelhaft bleiben, mag es wirklich aus dem Pinsel des Minamoto Takakuni oder aus dem eines unbekannten Mönchsschreibers stammen, das Vorwort des *Ujishūi-monogatari* verrät uns doch manches über die Art seines Entstehens und über seinen Inhalt. Wenn wir es dem Takakuni zuschreiben, so muß es in der Zeit vor dem Jahr 1077 entstanden sein. Lassen wir diese Frage offen und stützen uns auf Personen, die in den Erzählungen genannt und deren Lebensdaten ge-

1. S. NKBT XXVII S. 48.

sichert werden können, so kann sein Entstehen in den Jahren zwischen 1100 und 1200 liegen. Doch ist hier durch die nachträglichen Überarbeitungen eine exakte Untersuchung nicht mehr möglich.

Der heutige Text des *Konjaku-monogatari* umfaßt 31 Bände, von denen die Bände 8, 18 und 21 verlorengegangen sind. Fünf Bände davon wenden sich dem Erzählgut Indiens, vier dem Erzählgut Chinas und die restlichen dem Japans zu. Innerhalb der Erzählungen läßt sich ein Trennungsstrich zwischen solchen buddhistischen und solchen weltlichen Inhalts ziehen. Die japanischen Erzählungen entstammen fast allen Provinzen, doch sind die aus dem kulturellen Zentrum, also solche aus den Provinzen Yamashiro und Yamato, am zahlreichsten vertreten. Die in den Erzählungen handelnden Personen gehören dem Hofadel, dem Provinzadel, der hohen und niederen Beamtschaft ebenso an wie anderen Berufsständen. Wir finden Mönche, Gelehrte, Ärzte, Künstler, daneben Bauern, Fischer, Handwerker und Kaufleute, aber auch die Ärmsten der Armen. Daneben werden die Erzählungen von Tieren, Dämonen, Geistern, shintōistischen und buddhistischen Gottheiten, magische Kräfte Besitzenden bevölkert. Das Leben wird in all seinen Regungen erfaßt: Gier, Habsucht, Neid, Torheit, Liebe und andere menschliche Schwächen stehen neben Mut, Menschlichkeit, Pietät, Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Die Erzählungen klingen zumeist in die Mahnung aus, das Erzählte mit rechtem Nutzen zu verwenden.

Stilistisch charakteristisch für die Werke der *setsuwa*-Literatur sind Eingangs- und Schlußfloskel. Die Erzählungen beginnen mit einem ‚Heute vor langer Zeit‘ und enden auf ‚Das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist‘. Von der Eingangs-floskel *ima wa mukashi*, sinicojapanisch *konjaku* gelesen, leitet sich auch der Titel der Sammlung her. Der Stil ist ein Mischstil, der neben rein japanischen Wörtern chinesische und buddhistische Ausdrücke, daneben aber auch die Volkssprache der Zeit aufnimmt. Er ist einfach und nicht durchgefeilt. Häufig ist die Verwendung onomatopoetischer Formen. Im Stil des *Konjaku-monogatari* finden sich die Ansätze jener

Sprachentwicklung, deren Vollendung wir in dem chinesisch-japanischen Mischstil der späteren Erzählliteratur sehen.

Wenn die im *Konjaku-monogatari* gesammelten Erzählungen für uns von einem besonderen Interesse sind, so hat dies seinen Grund. Hier finden wir – die höfische Literatur beschränkte sich auf eine Darstellung des Lebens der Adelskreise – eine solche des Alltags der mittleren und unteren Volksschichten. Hier lernen wir neben der Sprache des Volkes auch seine Gefühlswelt, seinen Glauben und Aberglauben, seine Sitten und sein Brauchtum kennen; so ist die Sammlung eine lebendige Kulturgeschichte ihrer Zeit.

Neben dem *Konjaku-monogatari* stehen eine Reihe ähnlicher Werke. Da ist das von einem unbekannten Verfasser gesammelte, in seinem inhaltlichen Aufbau dem *Konjaku-monogatari* sehr nahestehende *Uchigikishū*, wahrscheinlich vor 1134 entstanden, und das von Ōe Masafusa (1041–1111) niedergeschriebene *Gōdanshō*. Darauf folgen das *Ujishūi-monogatari*, entstanden zwischen 1190 und 1242, das ganz ausgesprochen didaktische *Jikkishō* (1252), das *Kokōnchō-monjū* (1254) des Tachibana Narisue und das *Ima-monogatari* (nach 1239?) des Fujiwara Nobuzane (1177–1265).

Als vom 12. Jahrhundert an der Buddhismus immer tiefer in das Volk drang und seine Gedanken ausbreitete, fand man besonders Gefallen an buddhistischen Legenden und Erzählungen. In dieser Zeit entstanden *setsuwa*-Sammlungen, die derartige Stoffe in weite Kreise trugen. Zu ihnen gehören das von Taira Yasuyori verfaßte *Hōmotsushū* (1178), das *Senjūshō* (1182) eines unbekannten Verfassers, das *Hosshinshū* (1216) des Kamo no Chōmei (1153–1216) und das von dem Mönch Mujū gesammelte *Shasekishū* (zwischen 1279 und 1283). All das sind Werke, die für ihre Zeit typisch waren, für eine Zeit, die in ihrer Geisteshaltung dem Pessimismus zuneigte, vom Gedanken an den Unbestand dieser Welt beherrscht wurde. Die großen Reformatoren des Buddhismus strebten danach, die Lehre unter das Volk zu bringen. Ihr Wirken bedeutete für den Buddhismus eine Renaissance. Hönen Shōnin (1133–1212) schuf seine Sekte vom Reinen

Land, sein Schüler Shinran Shōnin (1173–1262) seine Wahre Sekte vom Reinen Land. Und Nichiren Shōnin (1222–82) – ein nationaler Fanatiker – begründete seine Lotos-Sekte. Daneben entwickelte sich der Zen-Buddhismus und zog vor allem den Kriegerstand in seinen Bann. Die neue Zeit forderte neue Ideale. Nachdem auf geistig-kulturellem Gebiet die engen Grenzen des höfischen Lebens nunmehr überschritten waren, ein neuer Lebensstil und ein neues Weltgefühl Einzug gehalten hatten, nahm auch das Volk in seiner ganzen Breite Anteil am geistig-religiösen Erleben. Und gerade auf dieses hatten die Werke der *setsuwa*-Literatur einen nachhaltigen Einfluß ganz im Sinne ihrer Schöpfer. War das Ideal der höfischen Kultur das Ästhetische als solches gewesen, so galt als das Ideal der neuen Zeit der ‚wahre Mensch‘. Und hier wirkten die einzelnen Erzählungen der *setsuwa*-Sammlungen durch ihre mehr oder weniger deutlichen Belehrungen auf dem religiös-moralischen Gebiet ebenfalls erzieherisch mit.

Die vorliegende Auswahl beschränkt sich auf Erzählungen aus dem japanischen Lebensbereich und dabei wieder auf solche Geschichten, die andernorts noch nicht übersetzt worden sind. Möge es ihr gelingen, einen Einblick in das Leben des Volkes in seiner Wirklichkeit zu geben.

München, im Frühjahr 1965

H. H.

KONJAKU-MONOGATARI

Erzählungen aus dem alten Japan

Wie ein Mann, der eine Schildkröte gekauft und freigelassen hatte, mit Jizōs Hilfe wieder lebendig werden konnte.

Heute vor langer Zeit lebte in der Provinz Ōmi im Kreise Kōga ein einfacher Mann. Er war arm an Vermögen und hatte nichts, worauf er hoffen konnte. Sein Weib diente gewöhnlich bei anderen, sie übte die Weberei als Beruf aus, und so schlugen sie sich durchs Leben.

Diese Frau nun machte sich Sorgen, und als sie einen Ballen hausgemachtes Leinen für sich selbst weben konnte, erzählte sie dies ihrem Mann und sprach zu ihm: „Wir beide sind seit Jahren arm an Vermögen und haben niemanden, auf den wir hoffen können. Nun besitze ich diesen Ballen Leinen, den ich für mich selbst gewebt habe. Da man nun heutzutage hört: ‚Im Hafen von Yabase¹ sind der Fischer viele, Fische fangen sie und treiben Handel damit‘, deshalb nimm du dies Leinen, geh nach jenem Hafen, kaufe Fische und komm damit wieder zurück, tausche dafür Reissetzlinge und Saatreis ein, bestelle dieses Jahr ein oder zwei Stück Reisland, so werden wir uns durchs Leben schlagen.“

Der Mann folgte den Worten seines Weibes, nahm das Leinen und begab sich nach dem Hafen von Yabase. Er fand die Fischer, erklärte ihnen seinen Wunsch, doch als er sie fischen ließ, da konnten sie keinen Fisch fangen, nur eine große Schildkröte zogen sie herauf. Als die Fischer sich nun anschickten, diese Schildkröte zu töten, sprach der Besitzer des Leinens, als er dies sah, aus einer mitleidsvollen Herzensregung heraus: „Ich will mit diesem Leinen die Schildkröte kaufen.“ Die Fischer nahmen mit Freuden das Leinen und überließen die Schildkröte dem Mann. Der nun, als er die Schildkröte gekauft hatte, sprach: „Eine Schildkröte, der ist ein lan-

ges Leben bestimmt. Wer Leben besitzt, hält es für einen Schatz. Ich nun, obwohl arm an Gütern, habe mein Leinen darangegeben und dein Leben gerettet.“ Als er der Schildkröte diese Worte vorgehalten hatte, ließ er sie frei in den See. Der Mann kehrte mit leeren Händen nach Haus zurück. Die Frau erwartete ihn und fragte: „Was nun, hast du Fische eingekauft?“ Und der Mann erwiderte: „Ich habe mit dem Leinen einer Schildkröte das Leben gerettet!“ Als die Frau dies hörte, geriet sie in großen Zorn, sie schalt ihren Mann grollend und schmähte ihn mit Vorwürfen ohne Maß.

Danach lebte der Mann nicht mehr lange, er erkrankte und starb. Er wurde auf dem steilen Grat des Kane-Berges beigesetzt. Als drei Tage um waren, erwachte er wieder zum Leben. Um diese Zeit reiste gerade der Statthalter . . . von Iga² in seine Provinz hinab und fand den vom Tode wiedererwachten Mann; in einer edlen Herzensregung schöpfte er Wasser und flößte es ihm in den Mund. Als die Kehle feucht war, reiste er weiter. Als das Weib daheim dies vernahm, ging sie hin, lud sich den Mann auf den Rücken und kehrte so nach Haus zurück.

Nach einiger Zeit erzählte der Mann seinem Weib: „Als ich gestorben war, wurde ich von einer Amtsperson gepackt, hinter mir gehend führte sie mich ab. Wir durchquerten ein weites Ödland und kamen vor das Tor eines Amtsgebäudes. Als ich den Vorhof an diesem Tor überblickte, lagen dort viele Menschen in Fesseln. Die angstvollen Gedanken in meinem Herzen waren ungeheuer.

Da trat ein reiner und erhabener kleiner Mönch heraus und sprach: „Ich bin Jizō-Bodhisattva³. Dieser Mann ist einer, der mir Barmherzigkeit erwies. Ich weilte, um den Lebewesen Gnade zu spenden, am Strand des Sees von Ōmi im Körper einer großen Schildkröte. Als ich von den Fischern heraufgezogen wurde und getötet werden sollte, hat dieser Mann in einer edlen Herzensregung

die Schildkröte gekauft, ihr das Leben gerettet und sie in den See freigelassen. Deshalb soll man sofort diesen Mann freigeben.' Der Beamte vernahm dies und entließ mich.

Danach befahl der kleine Mönch mir: 'Du sollst sogleich in deine Heimatprovinz zurückkehren, immer gute Taten üben und bösem Tun ein Ende machen!' Das waren seine Worte, und als er mir den Weg zeigte und mich heimkehren hieß, kamen da, als ich mich umsah, zwei Dämonen, welche die Gestalt eines schönen Mädchens, das ungefähr zwanzig Jahre zählte, gefangenhielten und, vor und hinter ihr gehend, mit Schlägen vorwärtstrieben. Als ich dies sah, fragte ich: 'Du, woher stammst du?' Das Mädchen antwortete unter heftigem Weinen: 'Ich bin aus der Provinz Chikuzen, die Tochter vom Vorsteher des Kreises Munakata; plötzlich von Vater und Mutter getrennt, betrat ich allein den finsternen Weg und, von Geistern mit Schlägen verfolgt, bin ich hierhergekommen.' Ich hörte dies, war vor Mitleid betrübt und wandte mich an jenen kleinen Mönch: 'Ich habe an Jahren bereits die Mitte überschritten, von meinem übrigen Leben bleibt nicht mehr viel. Dies Mädchen ist noch jung an Jahren, sein Lebensziel ist noch fern. Deshalb nimm mich für dieses Mädchen und gib es frei.' Der kleine Mönch hörte sich dies an und sprach: 'Du hast ein Herz voll großer Güte. Den eigenen Leib hinzugeben und einen anderen zu retten, das ist eine barmherzige Handlung. Deshalb will ich für euch beide bitten und euch freigeben.' So sprach er, wandte sich an die Geister, und sie wurde mit mir freigelassen. Das Mädchen weinte vor Freude, wandte sich an mich, schwor ewige Verbundenheit, und auf getrennten Wegen schieden wir." Solches erzählte er.

Danach, als eine Zeit verstrichen war, dachte er jenes Mädchen zu besuchen, das er im Totenreich getroffen hatte, und ging nach Tsukushi⁴. Und wie jenes Mädchen in der Unterwelt erzählt hatte, als er in der Provinz

Chikuzen im Haus des Kreisvorstehers von Munakata vorsprach, gab es dort wirklich eine Tochter des Vorstehers, die jung an Jahren war. „Sie war erkrankt und starb, und als schon zwei oder drei Tage vergangen waren, erwachte sie wieder zum Leben“, so erzählten die Leute. Als der Mann dies vernahm, ließ er dem Mädchen jenes Geschehen in der Unterwelt vorerzählen. Das Mädchen hörte es und kam verwirrt heraus. Als der Mann das Mädchen sah, unterschied sie sich nicht von der, die er im Totenreich gesehen hatte. Und als das Mädchen den Mann betrachtete, da unterschied er sich nicht von dem, den sie im Totenreich gesehen hatte. Gemeinsam vergossen sie Tränen, weinten und klagten und berichteten über das Geschehen im Totenreich.

Dann schworen sie erneut ewige Verbundenheit, und der Mann kehrte in seine Heimatprovinz zurück. Daß ein jeder von ihnen sein Herz dem Glauben zuwandte und dem Jizō-Bodhisattva diene, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist⁵.

Wie ein Drachenkönig von einem Tengu-Dämon verschleppt wurde.

Heute vor langer Zeit gab es in einem Kreise der Provinz Sanuki einen überaus großen Teich, genannt „Mano-Teich“. Dieser Teich war der Teich, den Kōbō Daishi¹ in dieser Provinz aus Erbarmen mit allem Leben angelegt hatte. Den Umfang des Teiches hatte er weithin ausgedehnt und mit einem Damm hoch umschlossen. Der Teich erschien nicht als solcher, sondern schien ein Meer. Da im Innern sich der Teich bodenlos tief senkte, gab es große und kleine Fische ohne Zahl, und auch ein Drache² hatte ihn zu seiner Behausung genommen und lebte dort.

Nun war einmal der Drache, welcher in diesem Teiche lebte, wohl in der Absicht, sich zu sonnen, aus dem Teich

herausgestiegen und kroch in dem Bereich des menschenverlassenen Dammes in der Gestalt einer kleinen Schlange umher. In eben diesem Augenblick jedoch flog ein Tengu-Dämon³, welcher auf dem Berge Hira in der Provinz Ōmi hauste, in der Gestalt einer Weihe kreisend über diesen Teich, wobei er erspähte, daß auf dem Damm jene kleine Schlange kroch; da stürzte die Weihe kopfüber herunter, schlug unerwartet ihre Fänge in sie und erhob sich dann weit in die Lüfte. Der Drache war zwar ein starkes Wesen, doch weil er ganz unerwartet plötzlich gepackt worden war, war er völlig hilflos und ließ sich nur dahintragen; der Tengu andererseits wollte zwar die kleine Schlange zerreißen und fressen, doch weil die Kraft des Drachen so gewaltig war, vermochte er ihn nicht zu zerreißen, wie er es gern getan hätte; er ließ also davon ab und nahm ihn weit mit fort zu dem Berge Hira, seinem eigentlichen Wohnplatz. Da er ihn in eine enge Höhlung gelegt hatte, in der man sich nicht einmal bewegen konnte, war der Drache eingezwängt und konnte nicht ausbrechen. Auch nicht einen Tropfen Wasser gab es, so daß er sich auch nicht in die Lüfte schwingen konnte. Nur noch den Tod erwartend, verbrachte er vier oder fünf Tage.

Unterdessen kam es jenem Tengu in den Sinn: „Ich will mich einmal zu dem Berge Hie⁴ begeben, das Kloster ausspähen und mir einen vornehmen Mönch holen!“, und als er des Nachts in dem Tal nördlich der Ostpagode auf einem hohen Baume hockend umherspähte, lagen ihm gerade gegenüber die dicht gedrängten Klostergebäude. Ein Mönch, der sich in seiner Zelle aufgehalten hatte, trat eben auf die Veranda heraus: er schlug sein Wasser ab, ergriff, um sich die Hände zu waschen, einen Wasserkrug und begann sich die Hände zu spülen; da stürzte der Tengu von dem Baum herunter, packte den Mönch, schleppte ihn weit fort zu der Höhlenbehausung am Hira-Berg und setzte ihn an dem Platz nieder, wo sich (bereits) der Drache befand. Während

der Mönch – noch immer den Wasserkrug umklammernd – außer sich war und bei sich dachte: „Mit mir geht es jetzt zu Ende!“, entfernte sich der Tengu, ohne den Mönch zu behelligen.

Da ertönte eine Stimme aus dem Dunkel und fragte den Mönch: „He, Ihr da, wer seid Ihr? Woher seid Ihr gekommen?“ Der Mönch gab ihm Bescheid: „Ich bin ein Mönch vom Hie-Berg. Als ich, um mir die Hände zu waschen, auf die Veranda vor meiner Zelle hinausgetreten war, packte mich plötzlich ein Tengu und verschleppte mich. So kam ich mit dem Wasserkrug noch in der Hand hierher. Aber wer spricht da eigentlich mit mir?“ Ihm antwortete der Drache: „Ich bin der Drache, welcher im Teiche Mano in der Provinz Sanuki lebt. Als ich auf den Damm hinausgekrochen war, stieß jener Tengu aus der Luft herab, packte mich unversehens und verschleppte mich in diese Höhle. Zwar bin ich eingezwängt und weiß mir nicht zu helfen, doch nur, weil ich nicht einmal einen Tropfen Wasser habe, kann ich mich nicht in die Luft emporschwingen.“ Da sprach der Mönch: „In diesem Krug, den ich in der Hand halte, könnte vielleicht noch ein Tropfen Wasser verblieben sein!“ Der Drache vernahm es und rief voller Freude: „Ich habe Tag um Tag hier an diesem Ort zugebracht und war bereits daran, mein Leben zu beschließen; doch nun sind wir uns durch ein glückliches Geschick begegnet und können uns gegenseitig das Leben retten. Wenn ein einziger Tropfen Wasser sich findet, sollt Ihr gewißlich an Euren ursprünglichen Wohnort zurückgelangen!“ Nun freute sich auch der Mönch, kippte den Wasserkrug um und leerte ihn über dem Drachen aus, worauf der gerade einen Tropfen Wasser erhielt.

Freudig belehrte der Drache den Mönch: „Ihr braucht gar keine Angst zu haben: schließt die Augen und laßt Euch von mir auf den Rücken nehmen. Diese Wohltat werde ich Euch selbst über Generationen hin schwerlich vergessen.“ Mit diesen Worten verwandelte sich der

Drache plötzlich in die Gestalt eines kleinen Knaben, nahm den Mönch auf den Rücken, sprengte die Höhle mit seinem Stampfen und trat hinaus: wie da unter Blitz und Donnerschlag sich der Himmel verdunkelte und Regen niederströmte, das war äußerst unheimlich. Dem Mönch zitterten die Glieder und ihm sank der Mut, es dünkte ihn schrecklich; doch weil er Vertrauen zu dem Drachen hatte, harrete er aus und ließ sich forttragen, worauf sie in einem Augenblick zu seiner ursprünglichen Zelle auf dem Hie-Berg gelangten, wo der Drache den Mönch auf der Veranda absetzte und verschwand.

Während die Männer des Klosters bei dem Blitzen und Donnern befürchteten, daß es ins Kloster einschlage, wurde es plötzlich bei einer Zelle dunkel wie die Nacht. Doch währte es nur kurze Zeit und klärte sich dann auf; als sie daraufhin nachsahen, stand auf der Veranda der Mönch, welcher die ganze Nacht hindurch überraschend verschwunden gewesen war. Die Mönche des Klosters fanden dies seltsam und fragten ihn aus, worauf er ihnen die Vorfälle ausführlich schilderte. Als sie diese erfuhren, waren die Männer alle bestürzt und verwundert.

Um Rache an ihm zu nehmen, suchte später der Drache nach jenem Tengu; der ging gerade in der Gestalt eines kriegerischen Mönches⁵, welcher alle Fertigkeiten erlangt hat, in die Hauptstadt, als der Drache niederfuhr und ihn zu Tode quetschte. Da verwandelte sich der Tengu in eine Weihe mit gebrochenen Flügeln und wurde auf der großen Straße zertreten. Jener Mönch vom Hie-Berg aber rezitierte, um dem Drachen seinen Dank zu erstatten, ständig Sütren⁶ und tat Gutes.

Es verhielt sich wahrhaftig so: Der Drache behielt durch die Großmut des Mönches sein Leben. Der Mönch kehrte durch die Stärke des Drachen auf seinen Berg zurück. Diese beiden müssen in einer früheren Existenz in einer Beziehung zueinander gestanden haben.

Diese Begebenheit überlieferte man so, wie man sie von jenem Mönch hatte erzählen hören, weiter⁷.

Wie ein Mann aus der Provinz Settsu, der Rinder geschlachtet hatte, dadurch, daß er Tiere freigelassen hatte, die Rückkehr aus dem Totenreich erwirkte.

Heute vor langer Zeit gab es einen Mann, der in der Provinz Settsu im Kreise Higashinari in dem Dorfe Nadekubo lebte. Er stammte aus einer sehr wohlhabenden Familie, und er war mit großen Gütern gesegnet.

Damals war der Mann mit dem Fluch einer Gottheit beladen, und um dem zu entgehen, betete und opferte er; hierbei nun schlachtete er jedes Jahr ein Rind, und als er sieben Jahre lang geopfert hatte, da hatte er sieben Rinder getötet. Nachdem er nach sieben Jahren aufhörte zu opfern, erkrankte dieser Mann schwer an seinem Leib. Obgleich er im Verlauf von weiteren sieben Jahren Ärzte aufsuchte und sich behandeln ließ, genas er nicht, und obwohl er Wahrsager¹ befragte und Beschwörungszereemonien durchführen ließ, wurde er nicht erhört. Die Krankheit wurde immer schwerer, sein Körper verfiel allmählich, und er war nahe daran, zu sterben. Da nun dachte der Kranke im Inneren seines Herzens: „Ich bin am Leibe schwer erkrankt, und was mir Kummer und Seelenqual bereitet, das kommt von der Missetat her, daß ich jahrelang diese Rinder getötet habe²“, und weil er dies bereute und bedauerte, ließ er keinen der sechs Reinigungstage eines jeden Monats³ aus und hielt sich an die Vorschriften. Außerdem sandte er Leute nach allen Richtungen, kaufte alle möglichen Lebewesen und übte den Brauch des Freilassens⁴.

Als es nun ins siebente Jahr ging, starb er schließlich. In seiner Todesstunde – was mochte er wohl gedacht haben – trug er Frau und Kindern dies auf: „Wenn ich gestorben bin, soll das Begräbnis nicht sofort sein, sondern laßt mich neun Tage liegen.“ Während Frau und Kinder ihn seinen letzten Worten entsprechend unbestattet ließen, erwachte er am neunten Tage wieder zum Leben und berichtete Frau und Kindern: „Als ich ge-

storben war, erschienen mir sieben Wesen, deren Köpfe die Köpfe von Rindern und deren Körper die Körper von Menschen waren; sie befestigten ein Seil an meinen Haaren, ergriffen es, und während sie mich umringten und abführten, blickte ich den Weg vor mir entlang, und da stand ein Amtsgebäude von eindrucksvoller Bauart. Als ich fragte: ‚Was ist das für ein Palast?‘, da blitzten diese sieben Wesen mit den Augen, sahen mich scharf an und sagten nichts. Als sie mich durch das Tor hineingeführt hatten, erschien ein Mann von außergewöhnlicher Würde⁵ und rief mich und die sieben Wesen vor sich. Er ließ uns einander gegenüber treten und verkündete: ‚Dieser Mann ist der, welcher Euch sieben getötet hat.‘ Da sprachen die sieben Wesen, jeder mit einem Fleischbrett und einem Messer ausgerüstet: ‚Wir wollen ihn in Stücke zerschneiden und auffressen. Das ist die Rache, daß er uns geschlachtet hat.‘ In diesem Augenblick erschienen plötzlich Tausende und Abertausende von Menschen, lösten das Seil, mit dem ich gebunden war, und erklärten: ‚Dies Vergehen ist nicht die Schuld dieses Mannes. Um dem Dämon, der ihn mit Unheil verfolgte, zu opfern, hat er sie getötet. Also ist es die Schuld der dämonischen Gottheit.‘ So stand ich zwischen den sieben Wesen und den Tausenden und Abertausenden von Menschen, und wie Feuer und Wasser ging Tag für Tag der Streit um meine Schuld oder Unschuld. Und daher konnte der König der Unterwelt eine Entscheidung über Richtig und Falsch nicht fällen.

Da aber forderten die sieben Wesen noch dringlicher: ‚Dieser Mann hat uns die vier Füße abgeschnitten und im Schrein geopfert. Deshalb wollen wir erst recht diesen Mann haben, ihn in Stücke schneiden und auffressen.‘ Und die Tausende und Abertausende von Menschen sprachen zum König: ‚Es liegt so, daß wir über diesen Fall gut Bescheid wissen. Es ist ganz und gar nicht dieses Mannes Schuld. Es ist allein die Schuld der dämonischen Gottheit.‘ So stritten sie. Der König, bemüht, den

Fall zu entscheiden, verkündete: „Kommt morgen, ich werde ein Urteil fällen“, und schickte alle weg. Am neunten Tag kamen sie wieder zusammen, und Klagen und Gegenklagen standen wie zuvor. Der König verkündete: „Ich will mich der Seite anschließen, die die Mehrheit ist, und das soll mein Urteil sein“, so sprach er, und es wurde entschieden, daß die Seite der tausend und abertausend Menschen im Recht sei.

Die sieben Wesen hörten dies, leckten sich die Lippen, schluckten ihren Speichel hinunter, taten so, als ob sie mich in Stücke schneiden und auffressen würden, murrten unwillig und sprachen allesamt: „Daß die Schuld nicht vergolten wurde, ist ein Jammer, der keine Grenze hat. Dies vergessen wir nie, und später wollen wir es um so mehr heimzahlen!“ so schimpften sie, und ein jeder ging davon. Die tausend und abertausend Menschen umringten mich ehrerbietig, gingen mit mir aus dem Palast des Königs, setzten mich in eine Sänfte und begleiteten mich. Da fragte ich: „Ihr, was seid ihr nur für Menschen, daß ihr mir geholfen habt?“ – Sie antworteten: „Wir? – Wir sind die Lebewesen, die du jahrelang gekauft und freigelassen hast. Die Wohltat jener Zeit haben wir dir nicht vergessen und vergelten sie jetzt“, so sprachen sie.“ Das war sein Bericht.

Danach ließ er mehr und mehr sein reines Herz in Erscheinung treten, betete die dämonische Gottheit nicht mehr an, glaubte von Herzen an das Gesetz Buddhas, machte sein Haus zum Tempel, stellte ein Buddhabild zur Verehrung auf und praktizierte mit Eifer die Lehre. Auch übte er immer häufiger den Brauch des Freilassens von Lebewesen aus und ließ in seinen Bemühungen nicht nach. Späterhin nannte man ihn den Gast des Königs der Unterwelt. Am Ende starb er – gesund am Körper – mit mehr als neunzig Jahren.

Daß das Freilassen von Lebewesen das Wesentlichste sein sollte für Menschen, die Mitgefühl besitzen, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist⁶.

Wie ein Mädchen aus der Provinz Sanuki ins Totenreich gelangte und ihre Seele in einem anderen Körper zurückkehrte.

Heute vor langer Zeit lebte in dem Kreise Yamada der Provinz Sanuki eine Frau, ihrem Sippenamen nach aus dem Geschlecht der Nunoshiki. Diese Frau zog sich plötzlich eine schwere Krankheit zu. Deshalb bereitete man gewissenhaft Speisen zu, legte sie links und rechts des Tores als Opfer nieder und bewirtete damit den Krankheitsdämon, um ihn gnädig zu stimmen.

Als nun der vom König der Unterwelt¹ ausgesandte Dämon zu ihrem Haus kam und diese kranke Frau holen wollte, war er vom Laufen erschöpft, und beim Anblick jener Opferspeisen bekam er darauf Gelüste und aß die Speisen auf. Nachdem dann der Dämon die Frau bereits gepackt hatte und mit sich schleppte, sprach er zu ihr: „Ich habe deine Opfertgaben empfangen und möchte dir dafür Dank erweisen. Gibt es vielleicht jemanden gleichen Ruf- und Sippenamens?“ Die Frau erwiderte: „In dem Kreis Utari derselben Provinz lebt ein Mädchen gleichen Ruf- und Sippenamens!“ Dies hörte der Dämon, ließ die Frau los, begab sich zu dem Haus des Mädchens in jenem Kreis Utari, trat unverzüglich diesem Mädchen gegenüber, holte aus einem roten Sack einen etwa einen Fuß langen Meißel hervor, schlug ihn diesem Mädchen in die Stirn, packte sie und nahm sie mit fort. Die Frau aus jenem Kreis Yamada aber kehrte, da er sie freigelassen hatte, ins Leben zurück, voller Furcht bei dem Gedanken an den Heimweg.

Doch als darauf der König der Unterwelt den Dämon mit diesem Mädchen aus dem Kreis Utari kommen sah, sprach er: „Dieses ist nicht die Frau, die du holen solltest! Irrtümlicherweise hast du dieses Mädchen gebracht! Also laß es eine Weile hierbleiben und bringe jene Frau aus dem Kreise Yamada!“ Der Dämon konnte das nicht

leugnen; er holte daraufhin die Frau aus dem Kreise Yamada und brachte sie her. Bei ihrem Anblick erklärte der König der Unterwelt: „Richtig, sie ist die Frau, die du holen solltest. Laß jenes Mädchen aus dem Kreise Utari wieder heimkehren!“ Inzwischen waren jedoch drei Tage verstrichen, und man hatte den Leichnam des Mädchens aus dem Kreise Utari bereits verbrannt². Die Seele des Mädchens hatte somit keinen Körper mehr und konnte nicht in ihn zurückkehren; sie kehrte also um und sprach zu dem König der Unterwelt: „Zwar bin ich heimgesandt worden, doch ist mein Leichnam nicht mehr da, und ich habe nichts, worin ich mich verkörpern könnte.“ Da fragte der König der Unterwelt seinen Boten: „Ist wohl der Leichnam jener Frau aus dem Kreise Yamada noch vorhanden?“ Der Bote entgegnete: „Er ist noch da.“ Da sprach der König: „So nimm den Leichnam dieser Frau aus dem Kreise Yamada und mache ihn zu deinem Körper!“

Daraufhin schlüpfte die Seele des Mädchens aus dem Kreise Utari in den Körper der Frau aus dem Kreise Yamada; sie kehrte ins Leben zurück und sprach: „Das ist nicht meine Familie hier! Meine Familie lebt im Kreise Utari!“ Vater und Mutter, überglücklich über ihre Rückkehr ins Leben, vernahmen dies und meinten: „Du bist unser Kind, weshalb sprichst du so? Hast du dein Gedächtnis verloren?“ Das Mädchen aber ging gar nicht darauf ein, sondern verließ allein die Familie und begab sich zu der Familie im Kreise Utari. Als nun die Eltern dieser Familie ein unbekanntes Mädchen kommen sahen und überrascht und erstaunt waren, sprach das Mädchen: „Hier ist meine Familie!“ Die Eltern entgegneten: „Du bist nicht unser Kind! Unsere Tochter haben wir kürzlich verbrannt.“ Da erzählte das Mädchen ausführlich, was im Totenreich der König der Unterwelt gesagt hatte; als die Eltern dies hörten, klagten sie unter Tränen und erkundigten sich nach Begebenheiten zu ihren Lebzeiten, in ihren Antworten aber war

auch nicht eine einzige, die falsch war. Wenn auch der Körper nicht der ihre war, so war es nun doch offenkundig ihre Seele, deshalb freuten sich die Eltern und verwöhnten sie voll Mitgefühl grenzenlos.

Als jenes Elternpaar aus dem Kreise Yamada davon erfuhr, kamen sie und forschten; dem Körper nach war es wahrhaftig ihr Kind, wenn es auch nicht seine Seele hatte, und so erkannten sie seine Gestalt und herzten es voll Mitgefühl ebenfalls ohne Ende.

Weil sie es nun gemeinsam hochschätzten und in gleicher Weise verwöhnten, betrachteten es schließlich beide Familien als ihre Kostbarkeit. So bekam dieses Mädchen, wenn auch nur einem zugehörig, tatsächlich zwei Elternpaare und betrachtete schließlich den Reichtum von zwei Familien als ihr eigen.

Wenn man darüber nachdenkt, so ist das Bereiten einer Bewirtung und das Gnädigstimmen der Dämonen keine vergebliche Mühe. Sie waren der Anlaß für diese Begebenheit. Außerdem soll man einen Menschen, auch wenn er gestorben ist, nicht ohne Aufschub bestatten. Daß nur einem unter Zehntausend solche Dinge ungewollt zuteil werden, das überliefert uns die Geschichte³.

Wie der Kanzler Uchimaro ein bösesartiges Pferd ritt.

Heute vor langer Zeit lebte ein Mann, der hieß Uchimaro, Kanzler zur Rechten, und war der erlauchte Enkel des Kanzlers Fusasaki und der erlauchte Sohn eines Mannes mit Namen Oberkabinettsrat Matate. Seine Fähigkeiten waren außergewöhnlich, und da ihm seinem Rang nach Zutritt zum Palast gewährt wurde, diente er am kaiserlichen Hofe und erfreute sich dessen Gunst. Die Menschen in der Welt schätzten ihn alle überaus hoch, und es gab keinen, der ihm nicht Gefolgschaft geleistet hätte. Weil seine Erscheinung und Haltung nie-

mals gewöhnlich waren und auch seine Gesinnung aufrecht war, wurde er von jedem geachtet.

Zu der Zeit nun, da dieser Kanzler noch jung an Jahren war, lebte der Kronprinz mit Namen Osabe no Miya¹, ein erlauchter Sohn des Shirakabe Tennō. Der Sinn dieses Mannes war grausam, und er wurde von jedem gefürchtet. Damals nun gab es ein bösesartiges Pferd. Sooft es jemand besteigen wollte, schlug und biß es unweigerlich um sich. Deshalb vermochte es keiner zu reiten, selbst wenn er das Wagnis unternahm. Trotzdem befahl jener Prinz Osabe den Uchimaro zu sich und hieß ihn das böseartige Pferd reiten. Während nun Uchimaro im Begriff war, auf dieses Pferd zu steigen, schauten ihm Zehntausende dabei zu und bangten um ihn. „Gewiß wird Uchimaro von diesem Pferd gebissen und geschlagen werden und Schaden nehmen!“ dachten sie voller Trauer. Unterdessen saß Uchimaro auf; da ließ das Pferd den Kopf hängen und rührte sich nicht. Ohne Zwischenfall hatte Uchimaro es bestiegen! Als er darauf wiederholt die Peitsche gebrauchte, bewegte sich das Pferd noch immer nicht. Endlich sprengte er einige Male um den Hof und stieg ab. Die Leute, welche dies mit angesehen und gehört hatten, priesen Uchimaro und dachten bei sich: „Dieser ist wahrlich kein gewöhnlicher Mensch!“

Daß in alter Zeit solche Menschen gelebt haben, das ist die Geschichte, welche uns überkommen ist².

Wie eine Frau aus der Provinz Owari den Fuchs von Mino bezwang.

Heute vor langer Zeit unter der erlauchten Regierung des Shōmu Tennō¹ lebte in dem Kreise Kataagata der Provinz Mino in der Stadt Ogawa eine Frau, die ungeheure Kraft besaß. An Gestalt war sie sehr groß. Man

nannte sie den Fuchs² von Mino. Nun, in alter Zeit gab es in dieser Provinz einen Mann, der einen Fuchs zum Weibe genommen hatte. Diese hier war eine Enkelin in der vierten Generation. Die Frau war an Kräften stark, hundert Männern mit menschlichen Kräften war sie gewachsen. Zu jener Zeit nun, während sie in der Stadt Ogawa lebte, machte es sich diese Frau zum Gewerbe, auf ihre Kraft vertrauend, die durchreisenden Kaufleute anzufallen und ihre Waren zu rauben.

Damals lebte aber auch im Dorfe Katawa des Kreises Aichi der Provinz Owari eine an Kräften starke Frau. Diese war von kleiner Gestalt. In alter Zeit lebte in jener Provinz ein Mönch namens Dōjō³. Er war ein Priester des Gangō-Tempels⁴; dessen Enkelin war sie. Als diese Frau erzählen hörte, daß jener Fuchs von Mino in der Stadt Ogawa die Menschen überfalle und den Kaufleuten die Waren raube, dachte sie: „Ich will es einmal versuchen“, lud fünfzig Lasten Venusmuscheln auf ein Schiff und legte⁵ in jener Stadt an. Dazu hatte sie ihre Vorkehrungen getroffen, indem sie als zusätzliche Ladung auf dem Schiff zwanzig aus Tsuzura-Gras⁶ geflochtene Peitschen mitführte.

Kaum hatte sie die Stadt erreicht, war der Fuchs von Mino da, belegte alle Muscheln mit Beschlagnahme und ließ sie nicht verkaufen. Dann sprach der Fuchs von Mino zu der Frau aus Owari: „Du, woher kommst du, Weib?“ Die Frau aus Owari gab keine Antwort. Auch als der Fuchs von Mino wieder und wieder fragte, antwortete sie nicht. Schließlich, als er zum vierten Male fragte, antwortete die Frau aus Owari und sagte: „Den Ort, woher ich komme, kennst du nicht.“ Da hielt der Fuchs von Mino diese Worte für eine Ungehörigkeit, und wie er, um die Frau aus Owari zu strafen, auf sie zutrat, nahm die Frau aus Owari, um den Fuchs von Mino zu strafen, in jede Hand eine Peitsche. Als sie mit diesen Tsuzura-Peitschen wieder und wieder zuschlug, hingen Fleischfetzen an den Peitschen. Und als sie neue Peit-

schen nahm und zuhieb, klebte wieder Fleisch an den Peitschen. Als sie zuletzt mit zehn Peitschen geschlagen hatte, hingen alle voll Fleisch. Da rief der Fuchs von Mino: „Es ist wahr, ich habe in großem Maße Unrecht getan. Ich bitte um Verzeihung!“ Die Frau aus Owari sprach: „Du hörst von nun an für immer damit auf hier in dieser Stadt zu leben und die Leute zu plagen. Wenn du nicht folgst und weiter hier wohnst, werde ich am Ende kommen und dich zu Tode prügeln!“

Danach ging der Fuchs von Mino nicht wieder in diese Stadt und raubte auch die Waren der Leute nicht mehr. Da waren die Leute der Stadt alle voller Freude und gingen in Frieden und für alle Zeiten ihrem Gewerbe nach. Daß die Frau aus Owari den Fuchs von Mino an Stärke übertraf, erkannten alle Menschen an, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist⁷.

Wie eine Frau aus der Provinz Owari ein von ihr fein gewebtes Gewand zurückholte.

Heute vor langer Zeit, in der erlauchten Ära des Shōmu Tennō¹, lebte im Kreis Nakashima der Provinz Owari ein Mann, genannt Owari no Kubanri; er war Distriktsvorsteher seines Kreises. Sein Weib stammte aus dem Dorfe Katawa im Kreise Aichi derselben Provinz. Sie war eine Enkelin des Priesters Dōjō². Die Gestalt dieser Frau war in ihrer zarten Geschmeidigkeit wie aus Seidenfäden gesponnen. Diese Frau nun webte feine Gewebe aus Hanf und kleidete damit ihren Mann, den Distriktsvorsteher. So ausgezeichnet waren diese zarten Gewebe, daß sie an Feinheit nicht ihresgleichen hatten.

Zu eben dieser Zeit gab es in dieser Provinz einen Gouverneur mit Namen Wakasakurabe. Während seiner Amtszeit als Gouverneur der Provinz fiel ihm auf, daß das Gewand, welches der Distriktsvorsteher trug,

ein außergewöhnlich feines war; er nahm also dessen Gewand weg und erklärte ihm: „Dies ist für Euch als Kleidung nicht angemessen!“ Sprach's und gab es nicht zurück. Als der Distriktsvorsteher nach Hause zurückkam, sprach seine Frau fragend: „Warum trägst du dein Kleid nicht mehr?“ „Der Gouverneur der Provinz sagte dies und das und nahm es mir fort“, gab der Distriktsvorsteher zur Antwort. „Tut es dir im Herzen leid um jenes Gewand?“ fragte ihn wiederum die Frau. „Es tut mir sehr leid!“ entgegnete er. Seine Frau nahm dies zur Kenntnis, ging stracks zu dem Haus des Gouverneurs und bat: „Gebt mir sein Gewand zurück!“, worauf der Gouverneur ausrief: „Was ist das für eine Frau? Sie soll rasch machen, daß sie fortkommt!“ Als jedoch Diener kamen, die Frau packten und sie fortzuzerren versuchten, rührte sie sich auch nicht um ein Stäubchen vom Fleck. Darauf packte nun die Frau mit zwei Fingern den Gouverneur der Provinz, und indem sie ihn über den Boden schleifte, zog sie ihn vor die Tore seiner Residenz und bat ihn um das Kleid. Der Gouverneur der Provinz bekam es mit der Angst und gab das Kleid zurück. Die Frau nahm das Kleid und wusch es dann sauber.

Die Stärke dieser Frau war nämlich für einen Menschen beisspiellos; schwarzen Bambus³ brach sie, als nehme sie gestärkte Seidenfäden! Die Eltern des Distriktsvorstehers bemerkten dies indessen und sprachen zu ihm: „Du mußt sehr in Sorge sein, daß wegen dieser deiner Frau der Gouverneur der Provinz auf Rache sinnen und etwas unternehmen wird. Auch für uns ist das nicht günstig. Schicke deshalb diese Frau in ihr Elternhaus zurück!“ Der Distriktsvorsteher befolgte den Rat seiner Eltern und schickte seine Frau zurück.

Als nun die Frau einmal in ihrem Heimatdorf zu der Bootslände an den Fluß, der Katsugawa heißt, gegangen war und Kleider wusch, verspottete sie ein Handelsmann, als er, sein Boot mit Gras beladen, vorüberfuhr, und belästigte sie sehr mit seinem Spott. Eine Weile ent-

gegnete die Frau nichts. Doch da der Bootseigner immer wieder auf sie einredete, sagte sie schließlich: „Was solche angeht, die andere Menschen nicht achten wollen, so sollten diese Schurken heftig geohrfeigt werden!“ Dies hörte der Bootseigner, legte mit seinem Schiff an und schlug auf die Frau ein. Die Frau wies ihn nicht zu recht, sondern schlug ihrerseits mitten auf das Boot, daß es vom Heck an ins Wasser sank. Nun mietete der Bootseigner Männer aus der Umgebung des Ladeplatzes, ließ die Schiffsladung bergen und bestieg dann wiederum das Boot. Darauf sprach die Frau: „Weil Ihr es an Achtung fehlen ließet, habe ich das Boot unter Wasser gedrückt. Warum nur schlagen und verachten mich meine Mitmenschen?“ Mit diesen Worten zog sie nunmehr die Schiffsladung über mehr als hundert Meter aufs Land und ließ sie dann stehen. Da wandte sich der Bootsherr zu ihr, beugte die Knie und sprach: „Ich habe mich schwer vergangen. Das ist wahr!“ Darauf verzieh ihm die Frau.

Als er später, um die Kräfte dieser Frau zu prüfen, dieses Boot von fünfhundert Männern ziehen ließ, rührte es sich nicht von der Stelle. Da verstand man, warum es hieß, daß die Kräfte jener Frau die von fünfhundert Männern überstiegen.

Daß die Leute, welche dies miterlebten, es seltsam fanden und sprachen: „Was geschah in einer früheren Existenz, daß in dieser Welt solche Kräfte in dem Körper der Frau wohnen?“, ist die Geschichte, welche uns überkommen ist⁴.

Wie ein Arzt ein Mädchen heilte, das mit einer Schlange zusammengekommen war.

Heute vor langer Zeit lebte ein Mann, der in dem Dorf Umakai, im Kreise Sarara der Provinz Kawachi, ansässig war. Obwohl ein Mann aus niedrigem Geschlecht,

war er überaus begütert, und in seinem Hause herrschte Überfluß. Er besaß eine einzige junge Tochter.

Dieses Mädchen nun stieg einmal, etwa zur Zeit des vierten Monats, um Futter für die Seidenraupen zu holen, auf einen großen Maulbeerbaum, streifte seine Blätter ab und beobachtete dabei – denn dieser Maulbeerbaum stand in der Nähe eines Weges –, in der Annahme, sie würden an diesem Weg vorüberkommen, die Leute, welche auf der großen Straße dahingingen; da erschien eine gewaltige Schlange und begann sich unten um den Maulbeerbaum zu winden, auf den jenes Mädchen gestiegen war. Die Leute, welche auf dem Weg dahingingen, bemerkten dies und riefen ihr zu, daß eine kletternde Schlange sich um den Baum winde. Das Mädchen vernahm es und blickte entsetzt hinab; es ringelte sich wahrhaftig eine riesige Schlange unten um den Baum!

Irr vor Angst, sprang das Mädchen da von dem Baum hinunter, worauf die Schlange sich um es schlang und ihm Gewalt antat. In brennender Verzweiflung lag das Mädchen darauf wie tot unter dem Baum. So sahen es die Eltern, unter Weinen und Klagen riefen sie unverzüglich nach einem Arzt, und als sie sich nach diesem erkundigten, da gab es in ihrer Provinz einen außergewöhnlichen Arzt. Diesen ließen sie kommen und befragten ihn über dieses Unglück. Währenddessen war die Schlange noch immer mit dem Mädchen vereinigt und löste sich nicht von ihm. Der Arzt erklärte: „Zuerst hebt das Mädchen und die Schlange zusammen auf eine Bahre und kehrt eiligst nach Hause zurück, wo ihr sie in dem Hof niederlegen müßt.“ Also kehrten sie nach Hause zurück und legten sie im Hof nieder.

Hierauf verbrannten sie – entsprechend den Ratschlägen des Arztes – drei Bündel Hirsestroh. Für je ein Bündel nahmen sie Stroh von drei Fuß Länge und banden drei Garben. Die Asche mischten sie mit heißem Wasser, nahmen dann drei Maß des Sudes, kochten ihn bis auf

zwei Maß ein, schnitten zehn Büschel Wildschweinborsten klein und fügten sie diesem Sud bei; dann legten sie dem Mädchen zum Kopf hin die Beine zurück und gossen diesen Sud in die Öffnung ihrer Scham. Nachdem sie ein Maß hineingegossen hatten, löste die Schlange sich; sie kroch heraus, und sie schlugen sie tot und warfen sie weg. Inzwischen jedoch hatten sich Nachkommen der Schlange angesammelt, Kaulquappen vergleichbar; doch jene Wildschweinborsten drangen in die Schlangenbrut ein, so daß aus der Scham etwa fünf Maß herauskamen. Und als die Schlangenbrut vollständig abgegangen war, erwachte das Mädchen verwirrt und sagte etwas. Als aber Vater und Mutter sie unter Tränen über jene Vorfälle befragten, erwiderte sie: „Mein Herz erinnert sich an überhaupt nichts, mir ist, als hätte ich einen Traum geschaut!“

Nachdem das Mädchen auf diese Weise durch die Heilmittel ihr Leben hatte behalten können und sich nun vorsichtig und sorgsam verhielt, geschah es doch drei Jahre später, daß dieses Mädchen erneut Umgang mit einer Schlange hatte und daraufhin starb. Diesmal verstand man: „Das war eine Bestimmung aus einer früheren Existenz!“, und dagegen gibt es schließlich keine Rettung.

Doch daß die Fähigkeit des Arztes und die Wirkung seiner Heilmittel wunderbar waren, ist die Geschichte, welche uns überkommen ist¹.

Wie Fujiwara Nobunori ein waka dichtete und freigelassen wurde.

Heute vor langer Zeit lebte eine als Daisai'in bekannte Person; sie war eine Tochter des Murakami Tennō¹. Waka konnte sie ganz hervorragend dichten. Als sie als kaiserliche Schreinprinzessin diente, gab es einen Mann

namens Fujiwara no Nobunori², der hatte damals einen Posten als geheimer Kabinettsrat inne. Dieser besuchte insgeheim eine Dame, die jener Schreinprinzessin diente, und verbrachte mit ihr zärtliche Plauderstündchen. Während er Nacht für Nacht in ihr Gemach ging, mißtrauten die Bediensteten der Schreinprinzessin dem Nobunori, als sie ihn in das Gemach gehen sahen, und sie erkundigten sich: „Was ist das für einer?“ Da verschlossen sie, als er gerade hineingeschlüpft war und auf ihre Frage: „He, wer da?“ in Schweigen verharrte, die Schreintore. Wie er nun nicht hinausgelangen konnte, war die Dame, mit der er sich zärtlich unterhalten hatte, ganz niedergeschlagen, und sie sprach zur Prinzessin: „So und so verhält sich das!“ – da befahl diese, das Tor zu öffnen und ihn hinauszulassen. Als Nobunori im Begriffe war, wegzugehen, dichtete er dies:

„Des Schreins heil'ger Zaun –
ein Palast aus rohem Holz
ist dieser zwar nicht;
doch da Losung er nicht gab,
hat man den Mann getadelt³.“

Später wurde erzählt, die Schreinprinzessin habe dies selbst vernommen und voll Mitleid gesprochen: „Die Worte von dem Palast aus rohem Holz, auch ich habe sie gehört.“

Dies habe ich erzählt, wie ich es von jenes Nobunori Enkel, einem Mann namens Morifusa⁴, berichten hörte. Daß jener Nobunori in überlegener Weise ein Meister des waka war, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist⁵.

*Wie Fujiwara no Sumitomo wegen seiner Seeräuberei
mit dem Tode bestraft wurde.*

Heute vor langer Zeit, in der erlauchten Ära des Shujaku Tennō¹, lebte ein Mann, geheißen Fujiwara no Sumitomo, Provinzassistent von Iyo, Sohn eines Mannes namens Yoshinori, Gouverneur von Chikuzen². Sumitomo hielt sich in der Provinz Iyo auf, sammelte rauhe Krieger in großer Zahl um sich, machte sie zu seinen Gefolgsleuten, rüstete sie mit Bogen und Pfeilen aus und ging mit ihnen an Bord seines Schiffes. Jedesmal wenn er in See stach, kaperte er die Ladungen der aus den Westprovinzen kommenden Schiffe und tötete die Besatzung; dies hatte er zu seinem Gewerbe gemacht. Daher vermieden die Reisenden den Seeweg und fuhren nicht mehr mit dem Schiff.

Von seiten der Westprovinzen machte man folglich eine Eingabe an den Hof, in der es hieß: „Sumitomo, Provinzassistent von Iyo, hat sich dem Verbrechen ergeben und erfreut sich an Raubüberfällen; er besteigt sein Schiff, und sooft er sich auf See befindet, kapert er die Ladungen der Schiffe, die zwischen den Provinzen verkehren, und mordet die Besatzung. Dies ist um des Hofes und um unseretwillen ganz unerträglich!“ Als man das bei Hofe vernahm, erschrak man und erteilte einem Mann mit Namen Tachibana no Tōyasu, der zwar Rang, doch kein Amt besaß, folgenden Befehl: „Jener Sumitomo ist unverzüglich mit dem Tode zu bestrafen!“ Tōyasu empfing den kaiserlichen Erlaß, begab sich in die Provinz Iyo, scharte die mächtigsten Krieger der Provinzen von Shikoku und Sanindō um sich und umzingelte das Räubernest des Sumitomo. Sumitomo nun sammelte seine Kräfte, und im Vertrauen darauf stellte er sich zum Kampf. Er trug jedoch nicht den Sieg über den Hof davon, und weil er die Vergeltung des Himmels auf sich geladen hatte, wurde er schließlich bestraft.

Nun hatte Sumitomo außerdem noch einen Sohn,

einen Knaben von dreizehn Jahren, hochgewachsen von Gestalt, genannt Shigetamaro. Obgleich noch ein Kind, war er doch gemeinsam mit seinem Vater zur See gefahren, hatte die Seeräuberei geliebt und war darin keinem Erwachsenen nachgestanden. Auch Shigetamaro tötete man und schlug ihm den Kopf ab; mit diesem und dem seines Vaters – mit den beiden Köpfen also – machte man sich am siebten Tag des siebten Monats im vierten Jahr Tengyō (941) auf den Rückweg in die Hauptstadt. Als man ungefähr bei der Reitbahn der Palastgarde zur Rechten ihre Schädel zur Schau stellte, war des Gaffens und Schreiens der Leute jeden Standes aus der ganzen Hauptstadt kein Ende. Wagen konnten nicht mehr vorbeifahren, und selbst die Leute zu Fuß hatten nicht genug Platz. Der Hof erhielt davon Kenntnis und war voller Bewunderung für Tōyasu.

Am folgenden Tag nun erschien ein hochberühmter Maler mit Namen Kanimori no Arikami, Sekretär der Torgarde zur Linken; zeichnete er ein Abbild von etwas, so wich er auch nicht im geringsten ab. Diesem hatte man im kaiserlichen Palast befohlen: „Die Köpfe jenes Sumitomo und Shigetamaro befinden sich bei der Reitbahn der Palastgarde zur Rechten. Begeht Euch nun eilig dorthin, studiert das Aussehen jener beiden Köpfe, fertigt eine Zeichnung an und kommt damit zurück!“ Es verhielt sich nämlich so: Der Hof wünschte zwar, jene Köpfe zu sehen, doch da es nicht anging, sie in den kaiserlichen Palast zu bringen³, sandte man diesen Maler, um ein Abbild ihres Aussehens betrachten zu können. Der Maler ging also zu der Reitbahn der Palastgarde zur Rechten, studierte ihren Anblick, fertigte ein Bild an und begab sich damit in den kaiserlichen Palast, wo Hof und Würdenträger es betrachteten. Die Art, wie das Abbild der Köpfe gemalt war, zeigte nicht die geringste Abweichung. Daß er sie gezeichnet und man sie betrachtet hatte, bekam jedoch das gewöhnliche Volk nicht zu wissen.

Was nun die Schädel anging, so befahl man einem Mann namens Wakae no Yoshikuni, Sekretär der Torgarde zur Linken der Polizeiabteilung, sie in den Kerker zur Linken hinabzuwerfen. Tōyasu gewährte man eine Belohnung.

Nachdem in der erlauchten Ära dieses Tennō, während der Jahre der bereits vergangenen Jōhei-Periode, der Aufstand des Taira no Masakado ausgebrochen war, hat wenig später auch dieser Sumitomo seine Strafe erhalten, und zwei so bedeutsame Ereignisse folgten also aufeinander. Daß dies die Menschen in der Welt als Lehre aufgefaßt haben, besagt die Geschichte, die uns überkommen ist⁴.

Wie Bruder und Schwester aus der Provinz Tosa zu einer unbekannten Insel gelangten und dort ansässig wurden.

Heute vor langer Zeit lebte in der Provinz Tosa eine einfache Familie, die im Kreise Hata wohnte. Weil es an dem von ihnen selbst besiedelten Gestade unmöglich war, bebauten sie Reisfelder an fremden Küsten; sie säten in ihrem eigenen Wohnort Samen aus und legten sogenannte Reisbeete an. War es dann soweit, daß sie ausgepflanzt werden mußten, luden sie ihre Stecklinge in ein Boot, stellten Leute zum Pflanzen an, verfrachteten von den Nahrungsmitteln bis zu Eggen, Pflügen, Sicheln, Hacken, Beilen und Äxten ihren lebenswichtigen Hausrat auf das Boot und fuhren los. Einmal ließen nun die Eltern ihre zwei Kinder, einen Sohn von etwa vierzehn oder fünfzehn Jahren und seine jüngere Schwester, ein Mädchen von etwa zwölf oder dreizehn Jahren, bei dem Boot als Wache zurück und gingen ins Land, um Frauen zum Pflanzen zu dinge und an Bord zu holen.

Nachdem sie in der Meinung, es sei ja nur für einen Augenblick, das Schiff ein wenig ans Ufer gezogen, um die Taue sich jedoch nicht gekümmert hatten, legten sich diese beiden Kinder gemeinsam im Schiff auf den Boden und fielen alle beide in Schlaf. Unterdessen kam die Flut, und nachdem das Boot, dadurch wieder flott geworden, von einer meerwärts wehenden Brise langsam hinausgetrieben worden war, wurde es nun von der Ebbeströmung gezogen und gelangte weit hinaus, tief gen Süden. Je weiter es hinaustrieb, desto stärker wurde es vom Wind erfaßt und lief, als wären Segel gesetzt. Zu diesem Zeitpunkt fuhren die Kinder erschrocken auf und blickten sich um; als sie sich aber nicht mehr an ihrem Ankerplatz befanden, sondern weit hinausgetrieben waren, da weinten sie voll Verzweiflung, doch es gab nichts, was sie hätten tun können, sie wurden einfach immer weiter abgetrieben.

Die Eltern nun hatten keine Pflanzerinnen anstellen können; als sie aber wieder, um das Boot zu besteigen, zurückkamen und sich umblickten, war kein Boot mehr da. Eine Zeitlang dachten sie, die Kinder hätten vielleicht an einem windgeschützten Platz Zuflucht gesucht, und liefen hierhin und liefen dorthin und riefen, doch wer hätte antworten sollen? Wieder und wieder suchten sie voller Aufregung, jedoch als sich auch nicht der Schimmer einer Spur fand, sagten sie sich, daß es nutzlos sei, und gaben auf.

Mittlerweile trieb das Boot an eine Insel, die weit im Süden in der offenen See lag. Furchtsam gingen die Kinder an Land, vertäuten das Boot und durchforschten die Insel; wahrhaftig, es gab keine Menschen dort! Ohne eine Möglichkeit, zurückkehren zu können, weinten die beiden lange Zeit, doch es half nichts, und schließlich sprach das Mädchen: „Jetzt vermögen wir nichts mehr zu ändern. Trotzdem müssen wir nicht am Leben verzweifeln! Wenn wir alles, was wir an Nahrungsmitteln haben, nach und nach essen, können wir unser Leben er-

halten. Sind diese aber einmal aufgebraucht, womit sollen wir uns dann am Leben erhalten? Deshalb auf, laß uns diese Reisstecklinge pflanzen, solange sie noch nicht verwelkt sind!“ „Wir wollen wirklich tun, wie du gesagt hast! Das ist im Augenblick das Wichtigste.“ Das entgegnete der Junge und begann wasserreichen Boden zu suchen, den sie als Reisfelder verwenden konnten. Und weil sie Pflüge, Hacken und alles andere hatten, pflanzten sie alle Stecklinge ein, die sie besaßen. Nachdem sie dann – da sie ja auch Beile und Äxte besaßen – Bäume gefällt und eine Art Hütte errichtet hatten, sammelten sie – Früchte tragende Bäume waren entsprechend der Jahreszeit zahlreich – deren Früchte und ernährten sich davon; so verstrichen die Tage und Nächte, es wurde Herbst. Die Reisfelder, die sie nach Gutdünken angelegt hatten, trugen ausnehmend gut, so daß sie reichlich ernteten. Und als Bruder und Schwester im Laufe der Zeit allmählich ins heiratsfähige Alter kamen, wurden, wenn es auch unstatthaft war, Bruder und Schwester Mann und Frau.

Solange sie im fruchtbaren Alter standen, schenkten sie nach und nach Söhnen und Töchtern in großer Zahl das Leben und verheirateten diese ebenfalls miteinander. Da es ein weiträumiges Eiland war, erweiterten sie die Reisfelder in großem Ausmaß; die Enkel aber, welche jene Geschwister nach und nach gebaren, sind beinahe zu viele für die Insel und leben bis zum heutigen Tag. Im offenen Meer im Süden der Provinz Tosa liegt die sogenannte „Bruder-und-Schwester-Insel“, so erzählen die Leute.

Denkt man darüber nach, so war es sicherlich auf Grund einer Vorbestimmung aus einem früheren Leben, daß sie zu jener Insel kamen, dort ansässig und, obgleich Bruder und Schwester, Mann und Frau wurden; das ist die Geschichte, welche uns überkommen ist¹.

Wie im Kiefernhein des kaiserlichen Palastes ein Dämon Menschengestalt annahm und ein Mädchen auffraß.

Heute vor langer Zeit, in der erlauchten Ära des Komatsu Tennō¹, hatten sich einmal beim „Palast der militärischen Tugenden“ am Kiefernhein drei junge Mädchen zusammengefunden und gingen in östlicher Richtung zum kaiserlichen Palast. Es war die Nacht des siebzehnten Tages im achten Monat; der Mond strahlte ausnehmend hell.

Da erschien unter den Kiefernäumen ein Mann. Von jenen Mädchen, die vorübergingen, hielt er eine zurück, faßte im Baumschatten der Kiefern das Mädchen an der Hand und sprach auf sie ein. Während nun die beiden anderen Mädchen – „Nach einem Weilchen wird sie ihr Geplauder beenden und kommen!“ – wartend stehenblieben, blickten sie eine Zeitlang nicht zu ihr hin; als jedoch die plaudernden Stimmen verstummten, dachten sie befremdet: „Was ist los?“ Und als die beiden näher traten und schauten, waren weder Mädchen noch Mann mehr da. „Wohin sind sie wohl gegangen?“, so überlegten sie und sahen sich genau um; da lagen allein die Füße und Hände des Mädchens abgetrennt dort. Bei diesem Anblick entflohen die beiden Mädchen voller Entsetzen, liefen zur Wache der Torgarde und meldeten den Leuten der Wache diesen Vorfall. Da erschrakten die Männer der Wache, gingen zu jener Stelle und schauten; es lagen keinerlei Leichenteile herum, allein die Füße und Hände waren übrig. Daraufhin strömten die Leute zusammen, und des Schauens und Schreiens war kein Ende. „Dies war ein Dämon, der Menschengestalt annahm und jenes Mädchen auffraß!“ erzählten die Menschen.

Deshalb soll ein Mädchen an einem menschenverlassenen Ort wie jenem dem Rufen eines fremden Mannes keine Beachtung schenken und nicht zu ihm gehen! Daß man immer auf der Hut sein soll, besagt die Geschichte, welche uns überkommen ist².

*Wie eine schwangere Dame nach Süd-Yamashina ging,
einem Dämon begegnete und entkam.*

Heute vor langer Zeit lebte eine junge Dame, die an einem gewissen Orte in Hofdiensten stand. Vater und Mutter und Verwandte hatte sie nicht, und da es auch keinen Menschen gab, den sie nur ein wenig kannte, blieb niemand, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen konnte. Während sie sich allein in ihrem Gemach aufhielt und beklommenen Herzens überlegte: „Wenn ich einmal krank werde, was soll ich dann tun?“, da fühlte sie sich schwanger, ohne daß sie einen Mann hatte, den sie an-geben konnte.

Während sie nun ganz sicher glaubte, daß ihre Lage aus einer früheren Existenz herrühre, und sich von ganzem Herzen grämte, fand sie, als sie in erster Linie über einen Ort nachdachte, wo sie gebären wollte, keinen, wo das möglich war, und niemanden, dem sie sich an-vertrauen konnte. Zwar dachte sie daran, es ihrem Herrn zu sagen, aber sie schämte sich und brachte kein Wort heraus. Nun kam dieser Dame, die eine Person mit ver-ständigem Herzen war, folgender Gedanke: „Sobald ich die Anzeichen der Geburt verspüren werde, will ich, nur von einer jungen Dienerin begleitet, irgendeinen Ort aufsuchen, den es im tiefen Gebirge geben mag, und unter irgendeinem Baum gebären. Wenn ich sterben sollte, ginge es zu Ende, ohne daß die Leute es wissen. Wenn ich am Leben bleiben sollte, werde ich zurück-kommen, als ob nichts wäre.“ Als der Monat sich all-mählich näherte und sie, obgleich sie schmerzlich emp-fand, daß sie niemanden hatte, dem sie sich mitteilen konnte, so dahinlebte, als ob nichts wäre, heimlich Vor-bereitungen traf, sich mit einigen Nahrungsmitteln ver-sah und jener Dienerin diese Umstände anvertraute, da hatte sich ihre Zeit schon erfüllt.

Als sie nun gegen Tagesanbruch die Anzeichen be-merkte, dachte sie: „Bevor es tagt!“, ließ die Dienerin

die Sachen richten und aufnehmen und ging eilig weg. „Ach, im Osten ist das Gebirge wohl nahe“, überlegte sie, und wie sie die Hauptstadt verließ und nach Osten gehen wollte, wurde es Tag, während sie noch in der Flußniederung war. Obgleich sie beklommenen Herzens dachte: „Ach, wohin soll ich mich nur wenden!“, verlor sie doch nicht den Mut, und immer wieder rastend und Atem schöpfend wanderte sie in Richtung auf den Awata-Berg tief ins Gebirge hinein. Und während sie, einen geeigneten Ort suchend, weiterwanderte, kam sie nach Süd-Yamashina. Als sie umherschaut, gab es da an einem Berghang eine Art Berghütte. Es war eine alte und verfallene Hütte, und sie erweckte nicht den Anschein, als ob ein Mensch darin hause. „Hier draußen will ich ganz allein gebären“, dachte sie, und vorsichtig den Zaun übersteigend, der da stand, trat sie ein.

In einem Anbau stieg sie auf die stellenweise von der Fäulnis verschonte Veranda, und als sie sich niederkauerte und ausruhte, hörte sie von innen her jemanden kommen. „Ach, wie unangenehm, das ist ja doch ein Haus, in dem jemand wohnt“, überlegte sie, und wie sie noch das Öffnen der Schiebetüre beobachtete, trat eine alte Frau mit weißen Haaren heraus. Da dachte sie: „Sie wird sicher etwas Unfreundliches sagen“, aber diese lächelte freundlich und sagte: „Wer seid Ihr, die Ihr so unverhofft hierhergekommen seid?“ Da berichtete die Dame unter heftigem Weinen die wahren Umstände, und die Alte sagte: „Ach, welch todtraurige Geschichte! Aber gebärt nur hier!“ Und lud sie ins Haus ein. Mit dem Gedanken: „Das ist eine Freude ohne Grenzen; es ist Buddhas gnädiger Beistand!“ trat die Dame ein. Und als sie ihr eine einfache Matte ausgebreitet hatte, gebar die Dame kurz darauf in aller Ruhe.

Die Alte kam und sprach: „Das ist eine Freude! Und weil ich selbst schon alt bin und an einem so abgelegenen Ort wohne, kümmere ich mich auch nicht um die Reinigungsvorschriften¹. Bleibt also sieben Tage, und

dann geht wieder nach Hause.“ Und sie ließ jene Dienerin heißes Wasser bereiten und badete das Kind. Die Dame war glücklich, und weil das Kind, das sie im Stich zu lassen gedacht hatte, ein sehr hübscher Knabe war, ließ sie es auf keinen Fall im Stich, sondern lag da und stillte es.

Als nun so zwei oder drei Tage vergangen waren und die Dame gerade ein Mittagsschläfchen hielt, da betrachtete die Alte das Kind, wie es dalag, und murmelte: „Ach, wie köstlich, aber nur ein Happen!“ Nachdem die Dame diese Worte undeutlich gehört hatte und erschreckt jene Greisin ansah, empfand sie große Furcht. „Ach, sie ist bestimmt ein Dämon. Ich werde sicherlich aufgefressen werden!“ so überlegte sie und klammerte sich an den Gedanken: „Ich will heimlich Anstalten treffen und entfliehen.“

Als nun einmal der Mittagsschlaf der Alten sich lang ausdehnte, da lud sie heimlich das Kind der Dienerin auf den Rücken, nahm selbst nur ein leichtes Kleid, betete: „Buddha, steh mir bei!“, und so verließen sie den Ort. Und als sie auf demselben Weg, wie sie gekommen waren, rasch dahineilten, kamen sie bald darauf nach Awataguchi. Von dort folgten sie der Flußniederung und kehrten in einem bescheidenen Haus bei fremden Leuten ein. Dort legte die Dame bessere Kleider an und kehrte schließlich, als es dämmerte, zu ihrem Herrn zurück. Weil sie eine Person mit verständigem Herzen war, hat sie wohl so gehandelt. Das Kind übergab sie anderen Leuten und ließ es aufziehen.

Seitdem weiß man nichts mehr über die Lebensumstände jener Alten. Auch hat die Dame keinem anderen berichtet, daß sich etwas Derartiges zugetragen hatte. Erst nachdem sie alt geworden war, hat sie es weiter-erzählt.

Wenn man darüber nachdenkt, so hat an diesem alt-verfallenen Ort sicherlich jemand gehaust. Und jene Greisin, die von dem Kinde sagte: „Ach, wie köst-

lich, doch nur ein Happen!“, war ohne Zweifel ein Dämon.

Daß man daher einen solchen Ort nicht ganz alleine betreten soll, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist².

Wie der Assistent der Amtsstelle für kaiserliche Blutsverwandte in seinen jungen Jahren mit einem Dämon zusammentraf.

Heute vor langer Zeit lebte ein Mann, genannt . . . ¹, Assistent der Amtsstelle für kaiserliche Blutsverwandte.

Zu der Zeit, als er noch jung war, hatte er eine Dame für sich gewonnen, die in angesehener Stellung bei Hofe Dienst tat, und verbrachte von Zeit zu Zeit ein zärtliches Plauderstündchen mit ihr. Als er einmal lange Zeit nicht zu ihr gekommen war, ging er zu dem Haus einer Vermittlerin und sprach: „Heute nacht würde ich mich gerne mit jener Dame treffen!“ Da entgegnete die Frau: „Zwar wäre es leicht, sie herbeizuholen, doch kommen heute abend in dieses Haus Landleute, die ich seit Jahren kenne, und nehmen Quartier, deshalb bedaure ich, daß Ihr nicht bleiben könnt!“ „Sie erzählt mir wohl eine Lüge!“ dachte er, trat näher und schaute sich um. Weil nun tatsächlich Pferde und Diener in großer Zahl dort waren und es kein geräumiges, sondern ein kleines Haus war, sagte er sich: „Ein Plätzchen, wo man sich verbergen kann, ist es wahrhaftig nicht!“ Da sprach die Frau, so als ob sie sich ein Weilchen besonnen hätte: „So könnte man es bewerkstelligen!“ „Wie denn?“ fragte er. Die Frau erwiderte: „Westlich von hier gibt es einen menschenverlassenen Tempel. Bleibt eben heute nacht in diesem Tempel!“, und weil jene Dame in der Nähe wohnte, lief die Frau eilends hin.

Nur einen Augenblick mußte er warten, dann kam

sie, von der Dame begleitet, zurück. „Wohlan, hurtig!“ rief sie, und so machten sie sich gemeinsam auf den Weg; kaum mehr als hundert Meter gingen sie nach Westen, da stand der alte Tempel. Die Frau zog das Tor des Tempels auf, breitete eine Schlafmatte aus, die sie aus ihrem eigenen Hause mitgebracht hatte, überließ sie ihnen und kehrte mit den Worten „Gleich in der Morgendämmerung komme ich wieder!“ zurück.

Als nun der Assistent neben der Dame lag und zärtliche Zwiesprache mit ihr hielt, wurde es ihnen allmählich unheimlich zumute, denn beide, nicht von Dienern begleitet, waren ganz allein – und es war ja doch ein menschenverlassener alter Tempel. Während er überlegte, ob es wohl schon Mitternacht geworden sei, erschien im Hintergrund der Tempelhalle ein Lichtschein. Gerade dachte er: „Irgend jemand muß hier sein!“, da entzündete eine Dienerin eine Lampe, brachte sie heran und setzte sie vor der Stelle nieder, wo sie das Buddhahbild vermuteten. Noch sann der Assistent voller Unbehagen: „Welch ungewöhnliches Verhalten ist dies doch!“, als aus dem Hintergrund eine Hofdame – allein – hervortrat.

Bei ihrem Anblick durchfuhren den Assistenten Verwunderung und Schrecken: „Was ist das?“ Argwöhnisch richtete er sich auf und blickte genau hin. Da stand, kaum zwei Armlängen entfernt, beobachtend die Hofdame, verharrte einen Augenblick und sprach dann: „Was für Volk ist hier eingedrungen! Eine unerhörte Anmaßung ist das! Ich bin hier die Herrin! Weshalb seid ihr, ohne auch nur die Herrin zu fragen, hierhergekommen? Seit eh und je dulde ich es nicht, daß hierher Menschen kommen und übernachten.“ Die Art und Weise, wie sie solchermaßen sprach, war in der Tat unbeschreiblich furchterregend. Ihr erwiderte der Assistent: „Von Eurer erlauchten Existenz wußte ich überhaupt nicht. Allein, weil mir jemand riet: „Bleibt eben die heutige Nacht dort!“, sind wir hergekommen. Es ist mir

außerordentlich unangenehm!“ Die Hofdame entgegnete: „Schnell, macht euch eiligst fort! Wenn ihr euch nicht entfernt, ergeht es euch schlecht!“ Als nun der Assistent seine Dame hochziehen und hinausgehen wollte, war sie ganz in Schweiß gebadet und konnte nicht aufstehen; mit Gewalt zog er sie hoch und ging hinaus. Doch obwohl sie, an die Schulter des Mannes geklammert, ihre Schritte machte, vermochte sie nicht zu gehen; also hob er sie hoch, ging so bis zum Tor des Hauses ihrer Dienstherrin, pochte ans Tor und lieferte sie ab; dann kehrte der Assistent nach Hause zurück.

Als er nun den Vorfall überdachte, standen ihm die Haare zu Berge, und da er sich sehr elend fühlte, legte er sich den ganzen folgenden Tag zu Bett. Weil es aber merkwürdig war, wie in der vergangenen Nacht jene Dame nicht zu gehen vermocht hatte, machte er sich gegen Abend zu dem Haus jener Vermittlerin auf und erkundigte sich nach ihr. Daraufhin berichtete ihm die Frau: „Weil diese Dame seit ihrer Rückkehr nichts mehr wahrzunehmen und wie tot schien und weil sie trotz der Fragen der Leute ‚Was ist vorgefallen?‘ nicht das geringste zu sprechen vermochte, erschrak und verwunderte sich selbst ihre Dienstherrin. Da sie nun keine Angehörigen hatte, errichtete man für sie eine behelfsmäßige Hütte, und als man sie dahin gebracht hatte, verstarb sie kurz darauf.“ Als er diese Kunde vernahm, sprach er betroffen: „In Wirklichkeit waret Ihr der eigentliche Anlaß zu vergangener Nacht. Wie schändlich von Euch, uns an einem von einem Dämon bewohnten Ort schlafen zu lassen!“ „Ich wußte überhaupt nicht, daß es dort so etwas gibt!“ verwahrte sich die Frau, doch sie wurde nicht gehört, und so schwieg sie.

Als er alt war, soll der Assistent den Menschen davon erzählt haben.

Man hört, daß es diesen Tempel heute noch geben soll und er sich in der Nähe des Palastes an der siebten Straße befinde, doch sicher weiß man es nicht.

Daß man aber in menschenverlassenen alten Tempeln oder ähnlichen Orten nicht übernachten soll, ist die Geschichte, welche uns überkommen ist².

Wie drei Männer, die über den Suzuka-Berg wanderten, dort eine unbekannte Tempelhalle betraten und daselbst übernachteten.

Heute vor langer Zeit lebten einmal drei junge Männer, die von der Provinz Ise in die Provinz Ōmi reisten. Obwohl von niedriger Geburt, waren alle drei beherzt und besonnen. Als sie über den Suzuka-Berg¹ zogen, lag da mitten am Berg eine altverfallene Tempelhalle, in der die Leute – in vergangenen Tagen schon hatte so ein Gerede seinen Anfang genommen – wegen der Vorstellung „Dort haust ein Geist“ niemals übernachteten. Obwohl es eine Halle war, die direkt am Weg lag, näherten sich ihr die Leute niemals, weil man solches erzählte.

Zu der Zeit nun, als die drei Männer über den Berg zogen, sprachen sie, da es Sommer war, der Himmel sich plötzlich schwarz bewölkte und ein Gewitter aufzog: „Das warten wir jetzt ab!“, stellten sich unter das dichtgewachsene Laubdach eines Baumes und warteten. Weil es aber überhaupt nicht aufhörte und der Tag dunkler und dunkler wurde, sagte einer: „Nun denn, bleiben wir in jener Halle über Nacht“, und als die beiden anderen darauf erwiderten: „In dieser Halle haust seit alten Zeiten ein Geist, erzählen sich die Leute und kommen ihr nicht nahe; wie könnten wir also in der Halle . . .?“, entgegnete der Mann, der zuerst zu übernachten vorgeschlagen hatte: „Wenn, wie die Rede geht, wirklich ein Geist hier hausen sollte, so werden wir es in Erfahrung bringen. Und werden wir gefressen – sterben wir nicht so oder so –, ist es eben ein nutzloser Tod! Und außerdem wird es wohl so sein, daß man, weil

Füchse und Wildschweine die Menschen anführen, solches Gerede begann und verbreitete.“ Und als er so sprach, stimmten die beiden anderen zu: „Nun gut.“ Mittlerweile hatte der Tag sich geneigt und es war immer dunkler geworden; so gingen sie in die Halle und richteten sich für die Nacht ein.

Während sie nun, weil es ein solcher Ort war, alle drei nicht schliefen und Geschichten erzählend herumsaßen, sprach einer: „Da lag doch, wo wir heute mittag vorbeikamen, in den Bergen eine Leiche. Wenn du jetzt hingingst und sie herbrächtest, wie wäre das?“ Der, welcher vorher zu übernachten vorgeschlagen hatte, erwiderte: „Warum sollte ich sie denn nicht herholen?“ Und weil die beiden anderen ihn reizten: „Niemals holst du sie und kommst damit hierher“, sagte er: „Also gut, ich werde sie holen“, legte im selben Augenblick seine Kleider ab, erhob sich ganz splitternackt und ging hinaus.

Während der Regen noch unaufhörlich fiel und die Dunkelheit anhielt, zog sich nun auch der zweite seine Kleider aus und folgte dem zuvor Weggegangenen. Er eilte diesem heimlich auf einem Seitenwege voraus und kam an den Platz, wo jene Leiche lag. Dann packte er diese Leiche, warf sie in ein Tal und legte sich an ihre Stelle.

Als nun der erste kam und den an der Stelle des Toten Daliegenden auf den Rücken nehmen wollte, da biß der Getragene den Träger plötzlich in die Schulter, und dieser schrie: „Beiß gefälligst nicht so, toter Kerl!“, rückte ihn sich auf dem Rücken zurecht, lief eilends zurück und legte ihn am Tor der Halle nieder. Während er mit den Worten „Den Herrn dort, den habe ich hergetragen!“ in die Halle hineinging, machte sich der, den er getragen hatte, davon und entfloh. Als er nun wieder hinausging und sich umsah, lag keine Leiche mehr dort; da schrie er: „Nanu, der hat sich davongemacht!“ und stand starr. Inzwischen war jener, den er getragen hatte, neben ihn getreten, und als er ihm lachend den Sach-

verhalt erzählte, sagte der andere: „Du bist doch ein verrückter Kerl!“, und beide gingen in die Halle hinein.

Wenn man auch sagen kann, daß von den beiden Männern an Mut keiner unterlegen war, war der Mann, welcher getragen hatte, doch überlegen. Der den Toten spielte, war tüchtig, doch der, welcher hing und ihn hertrug, war bewundernswert.

Aber während die beiden Männer hin- und hergegangen waren, hatten sich an der Kassettendecke der Halle in jedem einzelnen Feld verschiedene seltsame Gesichter gezeigt. Doch als der zurückgebliebene Mann ein langes Schwert zog und aufblitzen ließ, brachen sie mit einem Mal in ein Gelächter aus und verschwanden. Der Mann selbst geriet dabei nicht in Aufregung. Auch dieses Mannes Mut war kaum geringer. Die drei Männer waren doch wohl außergewöhnliche Leute. Als die Nacht sich lichtete, brachen sie auf und gingen hinüber nach Ōmi.

Wenn man darüber nachdenkt, so glaube ich, was da an der Decke an Gesichtern erschienen ist, das war sicher das Blendwerk eines Fuchses. Allerdings wurde überliefert, daß dies die Seele eines Menschen gewesen sein soll. Nachdem aber diese drei Männer ruhig in der Halle übernachtet hatten und wieder gegangen waren, gab es nichts, was besonders Furcht erregt hätte. Wenn nun wirklich ein Geist umgegangen sein sollte, so war es doch danach an diesem Orte ruhig. Das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist².

*Die Geschichte von der Nase des Zenchi no Naiku aus
Ike no O.*

Heute vor langer Zeit lebte an einem Ort, geheißen Ike no O, ein Priester, der den Namen Zenchi no Naiku trug. Er hielt seinen Körper rein, übte sich gewissenhaft

in den ,Wahren Worten'⁴, und weil er sich von ganzem Herzen der Erfüllung der Lehre Buddhas widmete, kam in Ike no O weder in den Tempelhallen noch in den Mönchszellen die geringste Regelwidrigkeit vor: die ewige Flamme, das Reisopfer und andere Bräuche erloschen nicht. Und wenn er je nach den Gegebenheiten Totenmessen oder häufiger im Tempel belehrende Predigten halten ließ, waren die Mönchszellen im Tempel bis zur letzten voll belegt. Es verging kein Tag, an dem nicht im Badehaus die Mönche des Tempels Wasser erhitzen, und wenn sie sich um das Baden stritten, konnte man ihr lustiges Durcheinanderdrängen erleben. Da es ein so beliebter Tempel war, wurden in seiner Nähe in großer Zahl kleine Häuser errichtet, und diese entwickelten sich sogar zu Dörfern.

Dieser Naiku nun hatte eine Nase von fast fünf oder sechs Zoll Länge, so daß sie ihm sogar über das Kinn hinabzuhängen schien. Von rotvioletter Farbe, war sie ähnlich der Schale einer großen Mandarine knollenporig aufgeschwollen. In schrecklichster Weise juckte sie unablässig. Deshalb machte er in einem Topf Wasser heiß, bohrte in ein Tablett ein Loch, gerade um seine Nase hindurchstecken zu können, und nachdem die Wasseroberfläche von der Glut des Feuers erhitzt worden war, steckte er durch dieses Loch im Tablett die Nase hindurch, in den Topf hinein und brühte sie; als er sie genug gebrüht hatte und wieder herauszog, hatte sie eine violette Farbe angenommen. Nun legte er sich zur Seite, schob etwas als Stütze unter seine Nase und ließ jemanden darauf treten, worauf aus all den schwärzlich-knolligen Poren so etwas wie Rauch herauskam. Als man fester auf sie trat, drangen aus allen Poren weiße Würmchen hervor, und als man mit einer Haarzange an ihnen zog, konnte man aus jeder Pore einen fast fingerbreiten langen, weißen Wurm herausziehen. Darauf schienen die Poren leer zu sein. Erneut steckte er seine Nase in dasselbe heiße Wasser und brühte sie brodelnd im Was-

ser wie zuvor; da schrumpfte sie ganz klein zusammen und wurde zu der kleinen Nase eines gewöhnlichen Menschen. Nachdem aber zwei oder drei Tage verstrichen waren, juckte sie, schwoll auf, und wie am Anfang entzündete sie sich und ward groß. Solchermaßen behandelte er sie immer wieder, aber die Tage, an denen sie anschwell, waren gar häufig.

Jedesmal, wenn er nun bei den Mahlzeiten Reissuppe oder etwas Ähnliches aß, klemmte ein Schüler dem Priester ein flaches Brett von etwa einem Fuß Länge und etwa einem Zoll Breite unter die Nase, setzte sich gegenüber und hielt sie so lange in die Höhe, bis die Mahlzeit beendet war. War das Essen vorüber, ließ er sie herunter und entfernte sich. Wann immer er jedoch einen anderen Schüler sie hochhalten ließ, hielt der sie ungeschickt empor, so daß er ergrimmte und schließlich gar nichts essen konnte. Aus diesem Grund bestimmte er hierfür eigens einen Priester und ließ sie von ihm emporhalten.

Als sich nun dieser Priester einmal schlecht fühlte und nicht gekommen war, der Naiku aber seinen Morgenreis essen wollte, war keiner da, ihm die Nase hochzuhalten; während er deshalb mit den Worten „Wie soll ich es nur machen?“ herummanipulierte, war ein junger Diener anwesend und sprach: „Gerade ich könnte sie geschickt emporhalten! Ich stehe jenem kleinen Priester nicht im geringsten nach!“ Durch einen anderen Schüler erfuhr davon ein Priester und berichtete seinerseits Naiku: „Dieser Junge hat dieses und jenes gesagt!“, worauf jener entschied – denn dieser Junge war als ein Novize des mittleren Ranges² von Angesicht keineswegs häßlich, man rief ihn auch zu denen höheren Ranges und ließ ihn bei ihnen Dienst tun –: „Also holt diesen Jungen! Wenn er darauf besteht, wollen wir ihn sie hochhalten lassen.“ Der Knabe wurde gerufen und kam.

Der Junge ergriff das Holz, um die Nase hochzuhalten, hockte sich dem Naiku gerade gegenüber, hob es

geschickt hoch empor und ließ ihn seine Reissuppe schlürfen; da sprach der Naiku: „Dieser Junge ist außerordentlich gewandt, er hat es besser gemacht als mein gewöhnlicher Priester!“ Während er aber seine Reissuppe schlürfte, wandte der Knabe sein Gesicht zur Seite und nieste heftig durch die Nase. Dabei bebten ihm die Hände, und das Holz, um die Nase hochzuhalten, rutschte ab, worauf die Nase herabfiel und unversehens in die Schale mit der Reissuppe platschte, so daß die Reissuppe dem Naiku und dem Knaben zum größten Teil ins Gesicht spritzte.

Naiku wurde sehr zornig, nahm Papier, wischte die Reissuppe ab, die ihm auf das Haupt und ins Gesicht gespritzt war, und sprach: „Welch ungemein respektloser Bettler du doch bist! Hättest du nicht mir, sondern einem adeligen Herrn die erlauchte Nase hochgehalten, hättest du dich unterfangen, dich so zu benehmen? Gewissenloser Dummkopf! Scher dich fort, du!“, und er wies ihn hinaus. Da stand der Junge auf, schlich sich weg und bemerkte: „Wenn es unter den Menschen in der Welt jemanden gibt, der einen solchen Zinken von Nase sein eigen nennt, soll man anderswo auch seine Nase hochhalten! Ach, wir beklagenswerten Mönche!“ Die Schüler hörten dies, und nach draußen eilend, brachen sie in Gelächter aus.

Denkt man darüber nach, so war jene Nase, wie sie in Wirklichkeit auch gewesen sein mag, doch eine sehr merkwürdige.

Daß die Menschen, welche von dem komischen Ausspruch des Novizen hörten, ihn rühmten, besagt die Geschichte, welche uns überkommen ist³.

Wie Nonnen ins Gebirge gingen, Pilze aßen und zu tanzen begannen.

Heute vor langer Zeit waren einmal ein paar Holzfäller, die in der Hauptstadt wohnten, in die Nordberge gegangen. Dabei waren sie vom Weg abgekommen, und als sie sich nun nicht besinnen konnten, in welche Richtung sie gehen mußten, und zu viert oder fünft mitten im Gebirge standen und wehklagten, kam aus den Bergen her eine Gruppe von Leuten. Und wie sie noch überlegten: „Was mögen denn das für welche sein, die da kommen?“, kamen vier oder fünf ehrwürdige Nonnen auf seltsame Weise singend und tanzend daher; die Holzfäller erschrakten bei diesem Anblick fürchterlich, und während sie so dachten: „Diese Nonnen, die da so tanzend und singend daherkommen, das sind ganz gewiß keine Menschen, sie sind entweder Tengu-Kobolde oder aber böse Geister“, und sie anstarrten, erblickten auch die tanzenden Nonnen die Holzfäller und kamen langsam, langsam näher. Da fragten die Holzfäller, während es sie äußerst unheimlich dünkete, wie nun die Nonnen bei ihnen angekommen waren: „Was seid ihr für ehrwürdige Nonnen, die ihr so tanzt und singt und aus dem Inneren des tiefen Gebirgs herzukommen geruht?“ Da antworteten die Nonnen: „Daß wir so tanzend und singend daherkommen, wird euch sicher in Erstaunen setzen. Doch wir sind Nonnen, wie es sie überall gibt. In der Absicht, Blumen zu pflücken und sie Buddha darzubringen, sind wir zusammen in die Berge gegangen. Als wir, vom Wege abgekommen, nicht mehr wußten, wie wir hinausgelangen sollten, haben wir Pilze gefunden. Weil wir hungrig waren, haben wir, auch wenn wir dachten: ‚Sammeln und essen wir sie, werden sie uns sicher schlecht bekommen‘, die Pilze doch in der Überlegung: ‚Bevor wir Hungers sterben, nun gut, laßt uns diese sammeln und essen‘, gesammelt, geröstet und verzehrt. Und weil sie besonders gut schmeck-

ten, meinten wir: „Das war doch gescheit“, und aßen sie auf. Doch es kam dahin, daß wir nun gegen unseren Willen so umhergetrieben werden. Es ist, so wie wir im Herzen dachten: „Ach, wie unheimlich“, wirklich ganz seltsam.“ So erzählten sie, die Holzfäller vernahmen dies, und ihr Entsetzen war grenzenlos.

Da aber auch die Holzfäller hungerten, überlegten sie: „Bevor wir Hungers sterben, gut, laßt uns um diese Pilze bitten und sie essen“; sie erbaten sich jene Pilze, die vom Mahl der Nonnen übrig waren und von denen sie genug bei sich trugen, und nachdem sie davon gegessen hatten, da mußten auch die Holzfäller wider ihren Willen tanzen. So tanzten und lachten Nonnen und Holzfäller miteinander. Wie das nun eine Weile gedauert hatte, wurden sie gleichsam nüchtern und kehrten, ohne den Weg zu kennen, alle nach Hause zurück. Seit der Zeit nannte man diesen Pilz „Tanzpilz“¹.

Wenn man darüber nachdenkt, so ist das eine sehr seltsame Angelegenheit. Obwohl es auch heute noch diesen Pilz gibt, muß doch einer, der ihn ißt, nicht unbedingt tanzen. Daß dies eine wahrlich sehr zweifelhafte Angelegenheit ist, besagt die Geschichte, die uns überliefert ist².

Wie ein Diener des Ki no Sukenobu, des Obervizeministers im Finanzministerium, von einer Schildkröte in die Lippen gebissen wurde.

Heute vor langer Zeit lebte ein Mann, der es vom Palastjunker zum Ministerialassistenten des Finanzministeriums gebracht hatte, später erhielt er einen Rang und wurde Obervizeминister im Finanzministerium; er hieß Ki no Sukenobu. Von Jugend auf verborgte er Reis an die Leute. Und weil er zu der ursprünglichen Menge noch mehr zurückerhielt und im Verlauf der Jahre und Monate diese Menge mehr und mehr zunahm, ja auf

vierzig- oder fünfzigtausend koku angewachsen war, nannten die Leute seiner Zeit diesen Sukenobu „den Obervizeminister der zehntausend Scheffel“.

Dieser Sukenobu war in die Provinz Bigo gegangen, und wie er, weil er Geschäfte zu erledigen hatte, länger dort weilte, ging er an den Strand hinaus und ließ Netze auswerfen. Da zog man eine Schildkröte herauf, deren Rückenschild eine Breite von einem Fuß hatte. Während die Diener des Sukenobu sich mit ihr belustigten und mit ihr spielten, war unter diesen Dienern einer, der – er war um die Fünfzig – ein wenig närrisch war. Er war sehr häßlich und trieb gewöhnlich gerne Unsinn. In dieser Laune war wohl gerade dieser Mann, als er die Schildkröte erblickte; er rief: „Die da, das ist ja wahrhaftig meine frühere Frau, das Luder, das mir wegge-
laufen ist!“ Und als er die Schildkröte rechts und links am Rande des Schildes packte und emporhob, da zog sie ihre Füße unter den Schild zurück, und auch den Kopf zog sie gemächlich ein, nur das schmale Mäulchen war ein klein wenig unter dem Schild zu sehen. Der Mann hielt sie in die Höhe, und wie er nun so mit ihr wie mit einem kleinen Kinde Possen trieb, rief er: „Schildkröte, komm! Schildkröte, komm! so habe ich am Flußufer immer gerufen, ach, warum bist du nicht herausgekommen? Dich, nach der ich seit Monaten schmachte, dich will ich küssen!“ Und wie er den nur schmal hervorlugenden Mund der Schildkröte an seinen Mund hielt, so als ob er den nur ein bißchen sichtbaren Mund der Schildkröte küssen wolle, schnellte die Schildkröte blitzschnell ihren Kopf hervor und verbiß sich tief in die Ober- und Unterlippe des Mannes.

Obwohl er sich mit Gewalt befreien wollte, verbiß sich die Schildkröte, weil ihre oberen und unteren Zähne beim Zubeißen aneinander vorbeigingen, langsam tiefer und tiefer und ließ wahrhaftig nicht los. Dabei gab es für den Mann, obwohl er die Hände ausstreckte und mit erstickter Stimme schrie, nichts, was er tun konnte;

Tränen liefen ihm aus den Augen, und er war ganz irr. Da schlugen alle anderen gemeinsam mit den Schwert-
rücken auf die Schale der Schildkröte ein, doch die Schild-
kröte verbiß sich nur noch tiefer. Der Mann kratzte mit
den Händen auf dem Panzer der Schildkröte, und seine
Verwirrung war grenzenlos. Als die anderen ihn so
verwirrt sahen, bedauerten sie ihn sehr, aber es gab
auch solche, die sich zur Seite wandten und lachten.

Als nun in diesem Augenblick ein Mann den Kopf
der Schildkröte glatt abschlug, fiel ihr Körper zu Boden.
Er griff nach dem Kopf, der so blieb, wie er zugebissen
hatte, zwängte von der Seite her die Schwertklinge ins
Maul der Schildkröte, brach den Unterkiefer auf, und
als er danach Haupt und Unterkiefer der Schildkröte
lostrennte und die bohrerspitzenähnlichen Zähne der
Schildkröte, da sie beim Zubeißen aneinander vorbeig-
egangen waren, ruhig und gelassen einen nach dem an-
deren herauszog, floß unaufhörlich schwarzes Blut aus
Ober- und Unterlippe. Nachdem es aufgehört hatte zu
bluten, kochte man ein Lotosblatt und legte es als war-
men Umschlag auf, da schwellen die Lippen stark an.
Danach eiterten sie immer wieder, und der Mann war
lange Zeit krank.

Die Leute, die das erlebt hatten, redeten, vom Herrn
angefangen, nicht sehr mitleidig, sie lachten sogar ge-
hässig. Weil dieser von Grund auf närrische Mann gerne
Unsinn trieb, hatte er eine solche Dummheit begangen,
war krank und fast irr geworden und wurde nun von
den Leuten sogar hämisch ausgelacht. Als er später sagte,
daß er keinen Unsinn¹ mehr liebe, lachten ihn seine Ge-
nossen dennoch aus.

Denkt man darüber nach, so sollte es, wenn man den
Kopf einer Schildkröte, der nur vier oder fünf Zoll her-
vorschaute, an den Mund führt, als ob man ihn küssen
wollte, so geschehen, daß man vor allen Dingen nicht
gebissen wird. Nun, daß die Menschen in der Welt, ob
hoch oder nieder, grundlos Unsinn treiben und daß im

Komödienspiel solcherart gedankenlos Scherze getrieben werden, das sollte aufhören. Daß es einen Mann, der solchen Unsinn trieb und der gehässig verlacht wurde, gegeben hat, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist².

Wie ein Kind eine Melone entwendete und von seinem Vater verstoßen wurde.

Heute vor langer Zeit lebte ein Mann namens Sowieso¹.

Als er einmal zur Sommerszeit schöne Melonen geerntet hatte, sagte er sich: „Diese sind solche Prachtexemplare, daß ich sie jemandem als Geschenk ins Haus schicken will, wenn ich gegen Abend heimkehre.“ Er legte etwa zehn Früchte in einen Kasten hinein und erklärte: „Ich gehe jetzt weg. Auf keinen Fall darf jemand diese Früchte nehmen!“ Sprach's und ging fort; sein Söhnchen aber, das im Alter von sieben oder acht Jahren stand, öffnete darauf den Kasten, nahm eine Melone heraus und aß sie.

Gegen Abend kehrte der Vater zurück, machte den Kasten auf und sah nach den Melonen; eine Frucht war verschwunden! „Von diesen Melonen fehlt eine Frucht. Wer von euch hat sie genommen?“ Als nun der Vater so fragte, die Familienmitglieder sich aber einstimmig „Ich habe sie nicht genommen!“ „Ich habe sie auch nicht genommen!“ verteidigten, sprach er: „Ohne Zweifel ist dies die Tat eines Angehörigen dieses Hauses. Es ist unmöglich, daß von anderswoher jemand gekommen ist und sie genommen hat.“ Und ohne Rücksicht forschte er dringlicher. Da berichtete die Dienerin, welche im Rang am höchsten stand: „Als ich gegen Mittag hinklickte, öffnete Akomaro den Kasten, nahm eine Frucht heraus und aß sie.“ Der Vater hörte sich das an und rief ohne ein weiteres Wort die angesehensten Leute zusammen, welche im Ort ansässig waren.

Während im Haus die Männer und Frauen allesamt dies beobachteten und bei sich überlegten „Aus welchem Grunde mag er sie wohl solcherart hierherrufen?“, waren die Männer des Dorfes verständigt worden und kamen alle. Nun verstieß der Vater sein Kind, das die Melone genommen hatte, für immer und ließ diese Männer ihren Stempel² unter das Schriftstück setzen. Als aber die Männer beim Siegeln fragten: „Was ist hier vorgefallen?“, antwortete er nur: „Ich habe eben bestimmte Gründe.“ So ließ er alle ihren Stempel daruntersetzen. Die Familienmitglieder sahen dies mit an und sprachen: „Ihr könnt doch nicht allein wegen einer einzigen Melone so Euer Kind verstoßen! Das ist doch geradezu verrückt!“, doch was konnten die übrigen ausrichten! Nicht einmal die Mutter vermochte ein gutes Wort einzulegen, und klagte sie auch unendlich, sprach doch der Vater: „Rede nicht unverständiges Zeug!“ und hörte sie schließlich nicht einmal mehr an³.

Nach diesem Vorfall verstrichen Jahre und Monate; jener verstoßene Knabe war allmählich herangewachsen und in das Alter der Großjährigkeit gekommen, doch nachdem sein Vater ihn verstoßen hatte, hatte er niemals gewagt, ihm wieder unter die Augen zu treten. Während nun dieser junge Mann in angemessener Stellung bei Hofe Dienst tat, beging er einen Diebstahl. Als er darauf verhaftet und verhört wurde und bekannte: „Ich bin der Sohn des Soundso!“, berichtete man seine Worte dem Präsidenten der Polizei, worauf der Präsident bestimmte: „Sicherlich ist sein Vater noch am Leben. Man soll zu ihm gehen und ihm die Nachricht überbringen!“ Also gingen Beamte der Behörde, ihnen voraus jener junge Mann, zu dem Haus des Vaters, trugen jene Aussage vor und schickten sich an, ihn ebenfalls zu verhaften, doch der Vater sprach: „Dieser ist keineswegs mein Sohn! Ich habe ihn nämlich verstoßen, und es sind bereits zehn Jahre vergangen, seit er nicht mehr gewagt hat, mir unter die Augen zu treten.“ Als sich aber die

Beamten der Behörde trotzdem nicht daran kehrten und ihn unter Drohungen beschimpften, entgegnete der Vater: „Wenn ihr dies für eine Lüge halten solltet, kann ich es euch sofort beweisen!“ Er holte das Schriftstück hervor, welches er an seinem Wohnort hatte siegeln lassen, und zeigte es den Beamten. Außerdem ließ er die Leute kommen, welche jene Siegel daruntergesetzt hatten, und sagte ihnen den Grund, worauf die Männer, die ihr Siegel gegeben hatten, erklärten: „Gewiß ist vor Jahren das vorgekommen!“ Als nun einer der Beamten zurückkehrte und der Polizei Bericht erstattete, verfügte der Präsident: „Ganz sicher hat der Vater nichts damit zu tun⁴!“, so daß die Beamten nichts mehr sagen konnten und mit ihrem jungen Mann zurückkehrten. Da sein Verbrechen nicht in Frage stand, wurde er mit Gefängnis bestraft. Der Vater aber hatte schließlich gar keine Unannehmlichkeiten. Auch die Leute, welche damals gedacht hatten: „So darf man doch nicht sein!“ priesen nun den Vater laut: „Was für ein äußerst vorausschauender Mann war er doch!“

War auch in diesem Fall die Liebe des Vaters zu seinem Kind grenzenlos, erkannte er als kluger Mann doch das Herz seines Sohnes, verstieß ihn deshalb und lud so später keine Schuld auf sich. Daß die Leute, welche hiervon erfuhren, diesen Vater als einen äußerst weisen Mann lobten, besagt die Geschichte, welche uns überkommen ist⁵.

Wie Wespen auf dem Gipfel des Suzuka-Berges Räuber durch Stiche töteten.

Heute vor langer Zeit lebte in der Hauptstadt einer der mit Quecksilber handelte. Weil er jahrelang mit Eifer das Geschäft betrieb, war er außerordentlich wohlhabend geworden, seiner Reichtümer waren viele, und sein Haus war vermögend.

Da er seit Jahren häufig in der Provinz Ise herumreiste, belud er über hundert Pferde mit verschiedenen Seidenstoffen, Leinenwaren, Garnen, Baumwolle, Reis und dergleichen, und jedesmal, wenn er hin- oder zurückreiste, ließ er die Pferde von jungen Burschen treiben. Auf diese Weise war er allmählich alt geworden. Solange er auf diese Art reiste, war es nicht geschehen, daß ihm durch Räuber auch nur ein Bogen Papier genommen worden wäre. Und so wurde er immer reicher, und er büßte nichts an seinem Vermögen ein. Auch verbrannte nichts im Feuer, noch versank etwas im Wasser.

Unter allen anderen ist die Provinz Ise eine höchst seltsame Gegend, wo man Vater und Mutter beraubt, wo man, ohne von Freund und Feind zu sprechen, ohne vornehm oder gering zu unterscheiden, gegenseitig Streitereien plant, seine wahre Gesinnung verbirgt und wo man den Besitz des Schwachen nicht achtet, sondern ihn raubt und bei sich hortet. Trotzdem hatte man diesem Quecksilberhändler, der, wie gesagt, bei Tag und Nacht reiste – was mochte der Grund sein –, von seinen Waren nicht das geringste geraubt.

Um diese Zeit nun raubten – es werden irgendwelche Räuber gewesen sein – über achtzig Männer gleicher Gesinnung auf dem Suzuka-Berg die Waren der von Provinz zu Provinz reisenden Leute, sie griffen nach Regierungs- und privaten Gütern und brachten alle diese Menschen um. Und während sie es die Jahre und Monate so trieben und Regierung und Provinzbehörden es in keiner Weise erreichten, sie dingfest zu machen, da zog zu dieser Zeit jener Quecksilberhändler von der Provinz Ise her mit über hundert Pferden, die er mit verschiedenen Waren beladen hatte und wie eh und je von jungen Burschen treiben ließ, und begleitet von Frauen, die er für die Verpflegung sorgen ließ, zur Hauptstadt hinauf. Da überlegten die achtzig Räuber: „Ah, was für ein ausgemachter Dummkopf! All diese Dinge werden wir bald geraubt haben!“ Auf jenem Berge schlossen sie ihn von

allen Seiten ein und bedrohten ihn, da ergriffen die jungen Burschen alle die Flucht und liefen weg. Die Räuber trieben die mit Gütern beladenen Pferde insgesamt davon, den Frauen rissen sie die Kleider herunter, die sie trugen, und ließen sie laufen. Der Quecksilberhändler, der unter einem hellblauen Gewand eine blauschwarze weite Jagdhose trug – der Baumwollstoff des lichtgelben Gewandes darüber lag in drei dicken Lagen übereinander –, dazu einen Schilfgrasreishut aufgesetzt hatte und auf einer Stute ritt, entkam mit knapper Not und flüchtete sich auf einen hohen Hügel. Obgleich die Räuber ihn sahen, stiegen sie mit dem Gedanken „Das ist einer, der doch nichts ausrichten kann!“ hinab und verschwanden alle im Tal.

Nun teilten die achtzig Männer, ein jeder nach seinem Gutdünken und mit Streit, die Beute. Als ob es überhaupt nichts gewesen wäre, gelassenen Herzens, bestieg der Quecksilberhändler einen hohen Gipfel, und mit einer Miene, als ob er es für nichts erachte, blickte er gen Himmel, erhob seine Stimme und rief: „Wo seid ihr, wo seid ihr, so spät, so spät!“ Da verging nur eine kleine Weile, bis eine ungefähr drei Zoll große Wespe schrecklichen Aussehens aus dem Himmel herabflog, „buh, buh“ brummte und sich auf den Ast eines nahe stehenden Baumes niedersetzte. Als der Quecksilberhändler diese sah, rief er mit noch mehr Kraft: „So spät, so spät“, und alsbald zeigte sich plötzlich am Himmel eine etwa zwei Klafter breite, lang hingestreckte rötliche Wolke.

Während die des Wegs kommenden Leute dies sahen und dachten: „Was mag das für eine Wolke sein?“ und jene Räuber die gestohlenen Waren zusammenpackten, senkte sich diese Wolke allmählich und trieb in das Tal hinein, wo sich die Räuber aufhielten. Auch die Wespe, die auf dem Baum gesessen hatte, erhob sich und flog in die gleiche Richtung. Sogleich erkannten diejenigen, die diese Wolke beobachteten, daß es ein Schwarm unzähliger Wespen war, der herbeiflog.

Die vielen Wespen stürzten sich nun auf jeden der Räuber und töteten alle durch ihre Stiche. Wenn sich auf einen Mann auch nur hundert oder zweihundert Wespen gesetzt hätten, wie hätte einer beschaffen sein sollen, um das zu ertragen? Da nun an einem Mann vielleicht zwei oder drei Scheffel Wespen hingen, so wurden, wenn auch einige ein paar davon erschlugen, doch alle durch die Stiche getötet. Als danach die Wespen davonflogen, sah man, wie auch die Wolke sich auflöste.

Jetzt stieg der Quecksilberhändler in jenes Tal hinab, nahm die von den Räubern im Verlauf der Jahre zusammengeraubten Waren, die bis zu vielen Bogen, Köchern, Pferden, Sätteln, Kleidern und dergleichen reichten, alle an sich und kehrte in die Hauptstadt zurück. So ist wohl sein Reichtum noch mehr gewachsen.

Jener Quecksilberhändler braute in seinem Hause Wein, stellte ihn auf und ließ – ohne ihn bei anderen Gelegenheiten zu verwenden – nur die Wespen allein davon trinken und verwöhnte diese. So nahmen selbst Diebe seinen Besitz nicht, und als die Räuber, in Unkenntnis der guten Bekanntschaft, seine Habe raubten, wurden sie auf diese Weise durch Stiche getötet.

Es kannten also selbst die Wespen Dankbarkeit. Wenn ein Mensch mit guter Gesinnung die Wohltat eines anderen empfangen hat, muß er sie unbedingt vergelten. Und wenn einer Wespen sieht, die groß sind, sollte er sie auf keinen Fall erschlagen. Hat man so die Wespen als Begleiter, werden sie sicherlich eine Übeltat rächen.

Welches Ausmaß das annehmen kann, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist².

Wie eine Mutterkuh einen Wolf zu Tode spießte.

Heute vor langer Zeit hielt sich ein Mann niederer Abstammung, der in der Gegend des Westviertels der Hauptstadt Nara ansässig war, in seinem Hause zu seinem Lebensunterhalt eine Kuh, die ein Kalb hatte. Immer wenn er sie zur Herbstzeit auf die Felder hinausgetrieben hatte, war regelmäßig gegen Abend ein kleiner Junge gekommen und hatte sie heimgetrieben; einmal aber hatten Hausherr wie Junge beide darauf vergessen und sie nicht heimgetrieben, und deshalb graste dieses Rind mit dem Kalb zusammen noch auf den Feldern. Da erschien bei Einbruch der Nacht ein großer Wolf, schlich, um das Kalb zu fressen, heran und umkreiste es; doch die Mutterkuh trat aus Angst um ihr Kind in den Kreis des Wolfes, und gewillt, ihr Kalb nicht fressen zu lassen, bot sie dem Wolf die Stirn und ging schützend um das Kalb herum. Als nun der Wolf vor einer Stelle vorbeilief, wo sich eine Art Wall als Raingrenze befand, preschte die Kuh von vorn plötzlich mit Wucht auf ihn zu und spießte ihn fest, so daß der Wolf, mit dem Rücken, durch den Bauch hindurch, an diese Raingrenze gespießt war und sich deshalb nicht mehr zu rühren vermochte. Dabei dachte die Mutterkuh wohl: „Wenn ich ihn freigebe, werden wir sicherlich aufgefressen!“ So nahm sie also ihre Kräfte zusammen, und während sie mit ihren Hinterläufen heftig auf ihm herumtrampelte, hielt sie ihn noch immer gewaltsam festgespießt; dies konnte der Wolf nicht durchstehen und verendete.

Das Rind gewährte das nicht, und wohl in der Meinung: „Der Wolf lebt noch!“, trat es, ihn immer noch festspießend, die langen Stunden einer ganzen Herbstnacht hindurch auf ihm herum, das Kalb aber stand daneben und blökte. Nun war der kleine Junge, welcher in der Nachbarschaft des Besitzers des Rindes wohnte, doch noch auf die Felder hinausgegangen, um das Rind heimzutreiben, und hatte beobachtet, daß ein Wolf es

umkreiste; aber weil er noch ein kleiner Knirps war und der Tag sich schon neigte, ließ er das Tier und kehrte nach Hause zurück, wo er jedoch kein Wort darüber verlor. Als nun die Nacht sich lichtete und der Besitzer des Rindes sprach: „Letzte Nacht haben wir das Rind nicht heimgetrieben, da ist es wohl den wilden Tieren zum Fraße geworden und verloren!“, bekannte der Junge aus der Nachbarschaft: „Euer Rind hat vergangene Nacht an dem und dem Ort ein Wolf umkreist!“ Voller Entsetzen vernahm es der Besitzer, geriet in große Aufregung, machte sich auf den Weg und sah nach; da hielt seine Kuh einen großen Wolf an einem Mäuerchen festgespießt und stand regungslos da, ihr Kälbchen aber lag blökend in ihrer Nähe. Erst als die Kuh das Kommen ihres Herrn gewahrte, gab sie den Wolf frei; der Wolf war verendet, und alle freuten sich.

Der Besitzer des Rindes besah sich ihn und hielt es für seltsam; doch dann verstand er: „Nachdem sie in der vergangenen Nacht den Wolf, der gekommen war, um sie zu fressen, auf diese Weise aufgespießt hatte, hielt sie ihn in der Meinung: ‚Wenn ich loslasse, werden wir gefressen!‘ während der ganzen Nacht fest.“ Er lobte seine Kuh: „Was bist du doch für ein äußerst kluges Tier!“ und kehrte mit ihr nach Hause zurück.

Obschon nur ein Tier, war sie doch ein solchermaßen geistesgegenwärtiges und kluges Geschöpf. Die Leute dieser Gegend vernahmen zweifellos davon und überlieferten so die Geschichte¹.

Wie ein Mann mit achtbarem Charakter seine Frau verließ, später zurückkam und mit ihr lebte.

Heute vor langer Zeit lebte ein – wer, ist nicht gesagt – in jungen Jahren bereits mit dem Titel eines Junkers belehnter Mann achtbaren Charakters; im Herzen war

er mitfühlend und wirklich außergewöhnlich. Dieser Mann verließ die Frau, mit der er jahrelang zusammen gelebt hatte, und warf sein Auge auf eine neumodische Frau. So vergaß er seine frühere Frau völlig, und wie er bei der jetzigen wohnte, dachte seine frühere Frau: „Sein Herz ist mir fremd geworden“ und lebte ganz niedergeschlagen dahin.

Weil das Besitztum des Mannes in der Provinz Settsu lag, reiste er hinunter, um sich zu vergnügen, und als er durch die Gegend von Naniwa¹ kam und die sehr reizvolle Landschaft der Küste besuchend herumwanderte, da fiel sein Auge auf eine winzige Venusmuschel, aus der eine Meeresalge wie Fransen hervorwuchs. „Das ist ja ein sehr reizvolles Ding“, dachte er, hob sie auf mit der Absicht: „Das will ich meiner Frau senden, an die ich unaufhörlich denke, und ihr damit eine Freude bereiten.“ Und er befahl einem jungen Pagen, der Sinn für solche Angelegenheiten hatte: „Bring dies zuverlässig in die Hauptstadt und überreiche es dort mit den Worten ‚Weil es ein reizvolles Ding ist, soll ich es Euch übergeben‘“ und schickte ihn weg. Da nahm der Knabe die Muschel und ging davon; durch ein Mißverständnis aber brachte er sie nicht ins Haus der jetzigen Frau, sondern ging damit zum Haus der früheren Frau. Als er sie mit den Worten „So und so ist es“ überreichte, da war die frühere Frau völlig überrascht, daß er sogar etwas so Reizvolles sandte. Als der Page sagte: „Bitte seht zu, daß Ihr es nicht verliert, bis er wieder in die Hauptstadt kommt“, und es ihr übergab, da fragte sie: „Und dein Herr, wo befindet er sich denn?“ Der Page antwortete: „Er ist in der Provinz Settsu. Und was er dort in der Umgegend von Naniwa gefunden hat, das läßt er Euch überreichen.“ Als die frühere Frau das hörte, nahm sie es – obwohl sie zweifelnd dachte: „Es wird doch wohl nicht so sein, daß er es durch ein Versehen an den falschen Ort gebracht hat“ – in Empfang und erwiderte nur: „Ich habe es richtig erhalten!“ Da machte sich der

Page eilends auf und kehrte zurück. In der Provinz Settsu angelangt, meldete er seinem Herrn: „Ich habe es richtig abgeliefert“, und der Herr verstand: „Ich habe es der jetzigen Frau übergeben.“ Inzwischen betrachtete die frühere Frau diese Muschel und füllte, weil sie wirklich reizvoll war, Wasser in eine Schüssel, stellte sie vor sich hin, setzte die Muschel hinein und bewunderte sie voller Interesse.

Dann – ungefähr zehn Tage waren vergangen – reiste der Herr aus der Provinz Settsu zurück in die Hauptstadt. Als er verschmitzt lächelnd zu seiner gegenwärtigen Frau sagte: „Hast du jenes Geschenk von neulich erhalten?“ und die Frau erwiderte: „Ach, ein Geschenk hast du, was ist es denn?“, da fuhr der Mann fort: „Wie es auch sei, eine kleine Venusmuschel sonderbaren Aussehens, aus der Meeresalgen wie Fransen hervorwuchsen; ich fand sie in der Gegend von Naniwa, und weil sie mir beim Anschauen etwas Reizvolles schien, habe ich sie eiligst an dich gesandt.“ Da rief die Frau: „Niemals sah ich so ein Ding! Durch wen hast du es gesandt? Wenn er es gebracht hätte, hätte ich die Venusmuschel gebraten und verzehrt und die Meeresalge in Essig eingemacht und gegessen.“ Als der Mann das hörte, widersprach es seinen Gefühlen, und er war ein bißchen enttäuscht.

Dann ging er hinaus, rief den Pagen, den er geschickt hatte, und fragte ihn: „Du, das Ding von neulich, wohin hast du es gebracht?“, da erzählte der Page den Umstand, daß er sich geirrt habe und damit zu der früheren Frau gegangen sei. Der Herr geriet furchtbar in Zorn, und er schalt: „Auf der Stelle bringst du es wieder, geh sofort!“ Da dachte der Page bestürzt: „Ach, ich habe einen schweren Fehler begangen“, und eilte zum Haus der früheren Frau. Als er diese Begebenheit melden ließ, da nahm die frühere Frau mit dem Gedanken „Er hat sich also im Ort geirrt“ die Muschel, die sie ins Wasser gelegt und betrachtet hatte, sofort heraus, schlug sie in

Michinoku-Papier² ein und schickte sie zurück. Auf das Papier hatte sie folgendes geschrieben:

„Des Meeres Geschenk,
am unerwünschten Ziele
ist es angelangt,
sinnlos war's, es anzuseh'n,
und so schickte ich's zurück.“

Der Page brachte das Päckchen zurück und erzählte die Umstände, warum er es so zurückbrachte. Da ging der Herr hinaus, nahm und betrachtete es; es war noch so wie früher, und er dachte voller Glück: „Ach, wie gut, daß es nicht verlorenging.“ Und als er es mit hineinnahm, das Einschlagpapier öffnete und betrachtete, da hatte sie darauf solches geschrieben. Als der Mann dies sah, empfand er Mitleid und Schmerz; und wie er es mit dem zusammen erwog, was seine gegenwärtige Frau gesagt hatte: „Die Muschel hätte ich gebraten und verzehrt und die Meeresalge in Essig eingemacht und gegessen“, da wandte sich jäh sein Sinn. Sein Herz wurde erfüllt von dem Gedanken: „Ich werde zu meiner früheren Frau gehen“, und er nahm sofort jene Muschel und machte sich auf den Weg. Wahrscheinlich hat er das, was seine jetzige Frau gesagt hatte, seiner früheren Frau erzählt. Nun, er vergaß seine jetzige Frau und lebte wieder mit der früheren Frau zusammen.

Das Herz des an Gefühl reichen Mannes, das war wirklich so beschaffen. In der Tat dürfte er das, was seine spätere Frau ausgesprochen hatte, verabscheut haben! Das Gefühl seiner früheren Frau war es, warum er unbedingt zurückkehren und mit ihr leben mußte, das besagt die Geschichte, die uns überliefert ist³.

Wie eine Frau nach dem Tode ihres Mannes keinen anderen Mann mehr heiraten wollte.

Heute vor langer Zeit lebte einmal der Vater eines Mädchens, der in einem Kreise einer gewissen Provinz¹ ansässig war; nachdem er seine Tochter mit einem Manne verheiratet hatte, schied ihr Mann dahin. Als aber daraufhin der Vater sie erneut mit einem anderen Manne verbinden wollte, erfuhr die Tochter davon und sprach zur Mutter: „Wenn es mir vorbestimmt wäre, daß ich gemeinsam mit einem Manne leben sollte, wäre mein früherer Gatte nicht gestorben und wir könnten miteinander leben. Weil es jedoch mein Geschick ist, daß ich nicht mit einem Manne sein darf, mußte er sterben. Wenn ich auch zum Gatten bekäme – wegen des auf mir ruhenden Geschickes würde er ebenfalls sterben. Deshalb sollte man diese Sache aufgeben!“

Die Mutter hörte sich dies an und berichtete ihre Gründe überaus erschrocken dem Vater, worauf er sprach: „Ich bin bereits bejahrt, und die Wende ist nahe. Wie willst du danach in der Welt bestehen?“ und sich nochmals anschickte, sie zu verheiraten; da erwiderte die Tochter den Eltern: „Nun, es gibt eine Schwalbe, die in diesem Haus hier ihr Nest baut und ihre Jungen ausbrütet, zusammen mit ihrem Schwälberich. Fangt diesen Schwälberich und tötet ihn, an dem Schwalbenweibchen aber befestigt ein Merkmal und laßt es dann wieder frei. Kommt dann im nächsten Jahr diese Schwalbe zusammen mit einem anderen Schwälberich zurück, so verbindet mich, wenn ihr dies seht, mit einem Gatten! Doch hat es sein Männchen verloren, nimmt selbst ein Tier keinen anderen Gefährten mehr! Sollten nun gar die Menschen weniger Herz besitzen als die Tiere?“

„Wahrhaftig, so sei es!“ bekannten Vater und Mutter; sie fingen also die Schwalben, welche in ihrem Hause ihr Nest bauten und ihre Jungen ausbrüteten, töteten den Schwälberich, banden dem Schwalbenweibchen einen

roten Faden um den Hals und ließen es dann frei. Als sie darauf im Frühling des nächsten Jahres auf die Schwalben warteten, kam dieses Schwalbenweibchen ohne einen anderen Schwälberich zurück, um den Hals noch den Faden geschlungen. Es baute kein Nest und brütete keine Jungen aus, sondern flog wieder davon.

Dies beobachteten die Eltern, sprachen: „Es ist wahrhaftig so gekommen!“ und gaben schließlich ihre Absicht auf, ihre Tochter wieder mit einem Manne zu verbinden. Die Tochter aber dichtete folgendermaßen:

Vater und Mutter –
mit Rührung sehen sie wohl:
selbst eine Schwalbe
zweien als ihrem Gatten
mag nicht sich angeloben!

Macht man sich darüber Gedanken, so war die Gesinnung der Frauen in alter Zeit von dieser Art. Fürwahr, sie hatte keine Ähnlichkeit mit der Gesinnung der Frauen dieser Tage! Daß es rühren muß, wie die Schwalbe zu dem Hause zurückkehrte, obwohl sie – einen anderen Gefährten wollte sie nicht – keine Jungen ausbrütete, ist die Geschichte, welche uns überkommen ist².

ERLÄUTERUNGEN

Wie ein Mann, der eine Schildkröte gekauft und freigelassen hatte, mit Jizōs Hilfe wieder lebendig werden konnte (17/26).

1. Yabase: gehört zu den „Acht Landschaften“ des Biwa-Sees, heute die Stadt Kusatsu.
2. Korruptierte Textstelle.
3. Jizō: sanskr. Kṣitigarbha, ein buddhistischer Nothelfer; in Japan als Erlöser der Toten, besonders der toten Kinder, verehrt. Vgl. H. Böhner, *Jizō Ti-ts'ang*, in: MOAG XLIV/2, Tōkyō 1963.
4. Tsukushi: eine alte Bezeichnung für die Provinzen Chikuzen und Chikugo, auch für Kyūshū gebraucht.
5. Zum Text: NKBT 24, S. 538. In dem für Jizō-Erzählungen wesentlichen Werk *Jizō-bosatsu reikenki* (ZGR 25 u., S. 29 ff.), kompiliert um 1030 von dem Mönch Jitsuei, aber nicht vollständig überliefert, ist diese Erzählung nicht nachzuweisen; ähnliche Formen finden sich im *Zōdanshū* 9 (1305) des Mönches Mujū (1226–1312) und im *Banbutsu-seireiji* 3.

Wie der Drachenkönig von einem Tengu-Dämon verschleppt wurde (20/11).

1. Der Begründer der Lehre vom ‚Wahren Wort‘, shingon, der Priester Kūkai (774–835), posthum Kōbō Daishi, Neuerer auf religiösem Gebiet, Verfasser bedeutender Werke, auch als Dichter und Politiker berühmt. Schon früh entstanden um ihn zahlreiche Legenden.
2. Die Gestalt des Zauberkräfte besitzenden Drachen treffen wir in den Erzählungen und in der Kunst Japans sehr häufig; er steht in enger Beziehung zum Wasser, das er auch – wie in dieser Geschichte – zur Rückverwandlung in seine ursprüngliche Gestalt braucht. Vgl. M. W. de Visser, *The Dragon in China and Japan*, in: Verhandlungen der Koninklijke Academie van Wetenschappen te Amsterdam, Afdeeling Letterkunde, Nieuwe Reeks 13/2 (1913).
3. *tengu*: koboldhafte Dämonen im buddhistischen Volksglauben; mit Flügeln, langer, schnabelartiger Nase und Krallen dargestellt, später auch als weißhaarige Greise mit großer Nase, sie hausen

- auf Bergen und in Wäldern. Es gibt ihnen geweihte Tempel. Vgl. M. W. de Visser, *The Tengu*, in: TASJ 36/2 (1908).
4. Nordöstlich von Kyōto gelegen, der Sitz der von dem Priester Saichō (767–822, posthum Dengyō Daishi) begründeten Tendai-Schule; er erbaute hier 788 den Enryaku-Tempel.
 5. *arahōshi*: hier im Sinne eines waffentragenden Mönches (sōhei).
 6. *sūtra* (jap. Kyō), eigentlich Leitfaden; die Bezeichnung der kanonischen Schriften des Buddhismus.
 7. Zum Text: NKBT 25, S. 165.

Wie ein Mann aus der Provinz Settsu, der Rinder geschlachtet hatte, dadurch, daß er Tiere freigelassen hatte, die Rückkehr aus dem Totenreich erwirkte (20/15).

1. *on'yō*; *ommyō*: für Divination und Astrologie, die eine besondere Rolle nicht nur im staatlichen Bereich, sondern auch im Alltagsleben spielten, gab es ein besonderes Amt, das *on'yōryō*, das dem Ministerium für Zentralangelegenheiten (*nakazukasashō*) angegliedert war.
2. Das Töten von Lebewesen ist den buddhistischen Gläubigen verboten; vgl. M. W. de Visser, *Ancient Buddhism in Japan*, 2 Bde., Leiden 1935, hier Bd. I, S. 198.
3. *rokusai-nichi*, sechs Fasttage; der 8., 14., 15., 23., 29. und 30. Tag eines Monats, an denen die Taten der Menschen geprüft werden. Vgl. M. W. de Visser, a. a. O., Bd. I, S. 202 f.
4. Das Freilassen von Lebewesen gilt im Buddhismus nicht nur als verdienstvolles Werk, sondern wird im *Bommōkyō*, sanskr. *Brahmajāla-sūtra*, das die grundlegenden Gebote der Mahāyāna-Lehre aufzeigt, im 20. Gebot vorgeschrieben, vgl. M. W. de Visser, a. a. O., Bd. I, S. 197 f.
5. Der König des Totenreiches, Emma-ō, sanskr. Yama-rāya; er sitzt nach der buddhistischen Lehre als König der Unterwelt über die Seelen der Verstorbenen zu Gericht; dargestellt mit rotem Gesicht, grimmiger Miene, langem Bart und zwei hervorstehenden Zähnen.
6. Zum Text: NKBT 25, S. 171; als Quelle vgl. das *Nihonkokugempōzen'aku-reiiki*, auch *Nihon-ryōiki*, des Mönches Kyōkai, die älteste japanische Sammlung buddhistischer Legenden, das erste Werk der setsuwa-Literatur, wahrscheinlich um 820 oder früher entstanden; hier NKZ S. 126 und H. Böhner, *Legenden aus der Frühzeit des japanischen Buddhismus*, *Nippon-kokugembō-zenaku-ryō-i-ki*, in: MOAG 27, 1934, S. 111.

Wie ein Mädchen aus der Provinz Sanuki ins Totenreich gelangte
und ihre Seele in einem anderen Körper zurückkehrte (20/18).

1. Vgl. Anm. 5 zu 20/15.
2. Verbrennen war die übliche Bestattungsart des Buddhismus, die, seit dem 7. Jh. bekannt, sich rasch durchsetzte. Vgl. A. H. Lay, *Japanese Funeral Rites*, in: TASJ 29/3 (1891).
3. Zum Text: NKBT 25, S. 178; als Quelle vgl. das *Nihon-ryōiki*, NKZ S. 161 und H. Böhner, a. a. O., S. 141. In ähnlicher Form findet sich eine Erzählung im *Honchō-zokugenshi* I/23 des Ki-kuoka Senryō (1686–1747).

Wie der Kanzler Uchimaro ein böses Pferd ritt (22/4).

1. Prinz Osabe (gest. 775; 771 Kronprinz), ein Sohn des Kōnin Tennō (709–781, reg. 770–781); Shirakabe ist der persönliche Name des Kōnin, vgl. *Shokunihongi*, KST 2, S. 383.
2. Zum Text: NKBT 25, S. 230; die Erzählung stützt sich wohl auf eine im *Nihonkōki* (KST 8, S. 179) angeführte Episode.

Wie eine Frau aus der Provinz Owari den Fuchs von Mino bezwang
(23/17).

1. Shōmu Tennō (701–756, reg. 724–749).
2. Im japanischen Volksglauben spielt der Fuchs als Geisterwesen eine große Rolle; gerne narrt er die Menschen – häufig in Gestalt einer schönen Frau. Vgl. M. W. de Visser, *The Fox and the Badger in Japanese Folklore*, in: TASJ 36/3 (1908) und D. C. Buchanan, *Inari; its origin, development and nature*, in: TASJ, 2nd series 12 (1935).
3. Dōjō Hōshi, ein durch seine Kräfte berühmter Mönch, der zur Zeit des Bidatsu Tennō (reg. 572–585) lebte; vgl. seine Biographie im *Honchōmonzui*, KST 29 u., S. 300 f.
4. Gangō-Tempel, im Kreis Takaichi der Provinz Yamato (Nara-Präfektur) gelegen, von dem nur noch Ruinen vorhanden sind.
5. *hamaguri*: Venusmuschel, Venus merceuarina. – Korruptierte Textstelle, das fehlende Verb wurde nach Text NKZ 4, S. 169, Anm. 7 interpoliert.
6. *kumatsuzura*: *Verbena officinalis* L.
7. Zum Text: NKBT 25, S. 254; als Quelle vgl. das *Nihon-ryōiki*, NKZ S. 125 und H. Böhner, a. a. O., S. 110.

Wie eine Frau aus der Provinz Owari ein von ihr fein gewebtes Gewand zurückholte (23/18).

1. Vgl. Anm. 1 zu 23/17.
2. Vgl. Anm. 3 zu 23/17.
3. *kuretake*, auch *bachiku*; eine Bambusart mit zahlreichen Knoten, zur Gattung des schwarzen Bambus, *Phyllostachys nigra*, gehörend.
4. Zum Text: NKBT 25, S. 256; als Quelle vgl. das *Nihon-ryōiki*, NKZ S. 164 und H. Böhner, a. a. O., S. 143.

Wie ein Arzt ein Mädchen heilte, das mit einer Schlange zusammengekommen war (24/9).

1. Zum Text: NKBT 25, S. 290; als Quelle vgl. das *Nihon-ryōiki*, NKZ S. 182 und H. Böhner, a. a. O., S. 158.

Wie Fujiwara Nobunori ein waka dichtete und freigelassen wurde (24/57).

1. Daisai'in: Prinzessin Senshi (964–1035), wurde 975 kaiserliche Schreinprinzessin im Kamo-Schrein, diente dort bis 1031 und trat dann zum Buddhismus über. Murakami Tennō (926–967, reg. 946–967). – Die Institution der Schreinprinzessin (*sai'in*) im Kamo-Schrein wurde in Angleichung an das Amt der Schreinprinzessin (*saigū*) im Ise-Schrein errichtet. Zum Amt vgl. H. Hammitzsch, *Yamato-Hime no Mikoto Seiki*, Leipzig 1937, S. 9–11, und B. Lewin, *Die Regierungsannalen des Kammu-tennō*, in: H. Hammitzsch, *Rikkokushi*, Tōkyō 1962, S. 175, Anm. 238.
2. Fujiwara no Nobunori (gest. 1010), der ältere Bruder der Murasaki Shikibu, wurde am 13. Tag des 1. Monats 1007 zum geheimen Kabinettsrat ernannt.
3. Der Palast aus rohem Holz weist auf den in alter Zeit aus rohen Rundhölzern errichteten Kaiserpalast hin. Nobunori spielt auf ein Gedicht des Tenji Tennō (reg. 668–671) an; vgl. *Shinkokinshū*, NKBT 28, No. 1687: „In Asakuras / Palast aus rohen Stämmen, / als dort ich weilte, / die ihre Namen rufend / gingen, wes Söhne sind sie?“ Palastwachen und Hofbeamte mußten bei ihren Gängen im Kaiserpalast ihren Namen als Losung rufen.
4. Morifusa; als Enkel des Nobunori erscheint im *Sōmpi-bummyaku*, vgl. KST 59, S. 53, ein Fujiwara Moritsuna, ein Morifusa ist nicht nachzuweisen.

5. Zum Text: NKBT 25, S. 356; als Quelle vgl. das *Shunpisho* (auch *Toshiyori zuinō*) des Minamoto Toshiyori, vgl. Sasaki Nobutsuna, *Nihon-kagaku-taikei*, Tōkyō 1956 ff., Bd. 1, S. 177.

Wie Fujiwara no Sumitomo wegen seiner Seeräuberei mit dem Tode bestraft wurde (25/2).

1. Auch Suzaku Tennō (923–952, reg. 930–946).
2. Fujiwara Sumitomo (gest. 941) verübte im Westen seine Piraterien, während sich in etwa der gleichen Zeit (Jōhei-, auch Shōhei-Periode, 931–937) Taira no Masakado (gest. 940; s. S. 36) in den Ostprovinzen erhob. Mit der Niederwerfung Sumitomos wurde zunächst 941 erfolglos Ono Yoshifuru beauftragt. Vgl. H. Hammitzsch, *Geschichte Japans*, in: Oldenbourgs Abriß der Weltgeschichte, Abriß der Geschichte außereuropäischer Kulturen, München 1964, hier Bd. 2, S. 264 f.
3. Den Kopf eines Hingerichteten in den Palast zu bringen hätte gegen die Reinheitsvorschriften verstoßen.
4. Zum Text: NKBT 25, S. 366.

Wie Bruder und Schwester aus der Provinz Tosa zu einer unbekannten Insel gelangten und dort ansässig wurden (26/10).

1. Zum Text: NKBT 25, S. 443; die Erzählung geht wohl auf die gleiche Quelle zurück wie eine ähnliche im *Ujishūi-monogatari*. Vgl. NKBT 27, S. 156.

*Wie im Kiefernain des kaiserlichen Palastes ein Dämon Menschen-
gestalt annahm und ein Mädchen auffraß (27/8).*

1. Komatsu Tennō ist der Kōkō Tennō (830–887, reg. 884–887).
2. Zum Text: NKBT 25, S. 486; als Quelle vgl. das *Sandaijitsuroku*, 17. Tag des 8. Monats im 3. Jahre Ninna (887); KST 4, S. 638; vgl. auch das *Fusōryakki*, KST 12, S. 152.

Wie eine schwangere Dame nach Süd-Yamashina ging, einem Dämon begegnete und entkam (27/15).

1. Die Geburt gilt im Shintō als unrein. Vgl. G. Schurhammer, *Shintō*, Bonn und Leipzig 1923, S. 155 ff.
2. Zum Text: NKBT 25, S. 496.

Wie der Assistent der Amtsstelle für kaiserliche Blutsverwandte in seinen jungen Jahren mit einem Dämon zusammentraf (27/16).

1. Korruptierte Textstelle.
2. Zum Text: NKBT 25, S. 498.

Wie drei Männer, die über den Suzuka-Berg wanderten, dort eine unbekannte Tempelhalle betraten und daselbst übernachteten (27/44).

1. Der Suzuka-Berg in der Mie-Präfektur bildete früher die Grenzscheide zwischen den alten Provinzen Iga und Ōmi.
2. Zum Text: NKBT 25, S. 541.

Die Geschichte von der Nase des Zenchi no Naiku aus Ike no O (28/20).

1. *shingon*: „Wahre Worte, wie Buddha sie sprach.“ Vgl. Anm. 1 zu 20/11.
2. Es gab Novizen oberen, mittleren und unteren Ranges.
3. Zum Text: NKBT 26, S. 85; im *Ujishūi-monogatari*, NKBT 27, S. 98, in ähnlicher Fassung. Der Schriftsteller Akutagawa Ryūnosuke (1892–1927) greift das Motiv dieser Geschichte in seiner Erzählung *Hana, Die Nase*, auf; deutsch von O. Benl, in: *Der Chrysanthemen-Ball*, München 1959, S. 69.

Wie Nonnen ins Gebirge gingen, Pilze aßen und zu tanzen begannen (28/28).

1. *maitake*: *Panaeolus Papilionicus* Fr.
2. Zum Text: NKBT 26, S. 96.

Wie ein Diener des Ki no Sukenobu, des Obervizeministers im Finanzministerium, von einer Schildkröte in die Lippen gebissen wurde (28/33).

1. Korruptierte Textstelle, sinngemäß ergänzt.
2. Zum Text: NKBT 26, S. 107.

Wie ein Kind eine Melone entwendete und von seinem Vater verstoßen wurde (29/11).

1. Korruptierte Textstelle.
2. Stempel mit eingeschnittenem Namenszeichen übernehmen in Japan die Rolle der eigenhändigen Unterschrift.
3. Zu dem Diebstahl trat das nach der konfuzianischen Ethik schwere Vergehen der Mißachtung der kindlichen Pietät.
4. Der Vater als verantwortliches Oberhaupt der Großfamilie wäre normalerweise haftbar gewesen.
5. Zum Text: NKBT 26, S. 157.

Wie Wespen auf dem Gipfel des Suzuka-Berges Räuber durch Stiche töteten (29/36).

1. *izura izura, ososhi ososhi*; zugleich lautmalend für das Summen der Wespen.
2. Zum Text: NKBT 26, S. 200.

Wie eine Mutterkuh einen Wolf zu Tode spießte (29/38).

1. Zum Text: NKBT 26, S. 204.

Wie ein Mann mit achtbarem Charakter seine Frau verließ, später zurückkam und mit ihr lebte (30/11).

1. Naniwa: alter Name für Ōsaka.
2. Das Papier trägt den Namen nach der Provinz Michinoku (der nördlichsten Provinz der Hauptinsel), wo es hergestellt wurde. Früher verwendete man als Rohmaterial die Rinde des Sandelbaumes, heute den Papiermaulbeerbaum, *Broussonetia kazinoki* Sieb.
3. Zum Text: NKBT 26, S. 238.

Wie eine Frau nach dem Tode ihres Mannes keinen anderen Mann mehr heiraten wollte (30/13).

1. Korruptierter Text.

2. Zum Text: NKBT 26, S. 241; die Darstellung im *Shunpishō*, vgl. *Nihon-kagaku-taikei* a. a. O. 1, S. 175, scheint auf die gleiche Quelle zurückzugehen. Das Motiv der treuen Schwalbe findet sich ebenfalls in dem von Fujiwara Norikane (1107–1165) kompilierten *Wakadōmōshō* 8.

BEMERKUNGEN ZUR AUSSPRACHE UND ZUR ÜBERSETZUNG

Die Vokale a, e, i, o, u werden kurz gesprochen, i und u haben eine Neigung zum Schwund; ae, ie, oe, ue getrennt wie a-e, i-e, o-e und u-e; ō und ū wie oo und uu. S entspricht dem stimmlosen, z dem stimmhaften s-Laut und y dem Jot. Ch, j und sh entsprechen etwa dem englischen ch (child), j (John) und sh (ship).

Die Personennamen folgen in ihrer Reihung der in Japan üblichen: der Familienname steht dem persönlichen Namen voraus.

Die Übersetzungen folgen dem Text des *Konjaku-monogatari* in der von Yamada Yoshio, Yamada Tadao, Yamada Hideo und Yamada Toshio edierten Ausgabe der Sammlung *Nihon-kotenbungaku-taiki*, Iwanami-shoten, Tōkyō 1957-63.

Die Ausgaben des *Konjaku-monogatari* in den Sammlungen *Nihon-koten-zensho*, Asahi-shinbunsha, Ōsaka 1946 ff.; *Kokushi-taiki*, Yoshikawa-kōbunkan, Tōkyō 1929 ff.; *Iwanami-bunko* Nr. 4700-4711, Iwanami-shoten, Tōkyō 1954 ff., wurden herangezogen.

Die Auswahl der Übersetzungen beschränkt sich auf solche, die andernorts noch nicht übersetzt worden sind; sie ist, wie jede Auswahl, eine subjektive. Die Anmerkungen wurden auf die notwendigsten beschränkt. Japanische Maß- und Gewichtseinheiten wurden – ohne auf eine genaue Entsprechung Wert zu legen – durch deutsche Benennungen wiedergegeben, um den Fluß des Textes nicht zu stören.

Es übersetzten und merkten an

Ingrid Schuster: 20/11, 20/18, 22/4, 23/18, 24/9, 25/2, 26/10, 27/8, 27/16, 28/20, 29/11, 29/38 und 30/13;

Klaus Müller: 17/26, 20/15, 23/17, 24/57, 27/15, 27/44, 28/28, 28/33, 29/36 und 30/11.

LITERATURVERZEICHNIS

Allgemein:

- W. G. Aston, *A History of Japanese Literature*, London 1933.
 K. Florenz, *Geschichte der japanischen Litteratur*, Leipzig 1909.
 W. Gundert, *Die japanische Literatur*, Potsdam 1923 (in *Handbuch der Literaturwissenschaft*, Hg. O. Walzel).
 H. Hammitzsch, *Die japanische Literatur*, Milano und Zürich 1964 (in *Die Literaturen der Welt*, Hg. W. v. Einsiedel).
 D. Keene, *Japanische Literatur. Einführung für westliche Leser*, Zürich 1962.
 Kokusai Bunka Shinkōkai, *Introduction to Classic Japanese Literature*, Tōkyō 1948.
 R. Sieffert, *La Littérature Japonaise*, Paris 1961 (in *Collection Armand Colin No 358, Section Langues et Littératures*).

Übersetzungen:

- S. Tsukakoshi, *Konjaku. Altjapanische Geschichten aus dem Volk zur Heian-Zeit*, Zürich 1956.
 S. W. Jones, *Ages Ago, Thirty-seven Tales from the Konjaku Monogatari Collection*, Cambridge, Mass. 1959.

Zur Übersetzung:

- GR *Gunsho-ruijū*, Hg. Hanawa Hokinoichi, Tōkyō 1959 ff.
 KST (*Shintei-zōho*) *Kokushi-taikei*, Hg. Kuroita Katsumi, Tōkyō 1929 ff.
 MOAG *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens*, Tōkyō 1873 ff.
 NKBT *Nihon-kotenbungaku-taikei*, Iwanami-shoten, Tōkyō 1957 bis 1963.
 NKZ *Nihon-koten-zensho*, Asahi-shinbunsha, Ōsaka 1946 ff.
 TASJ *Transactions of the Asiatic Society of Japan*, Tōkyō 1874 ff.
 ZGR *Zoku Gunsho-ruijū*, Hg. Hanawa Hokinoichi, erweitert von Ōta Tōjirō, Tōkyō 1957 ff.

Wenig benutzte Literatur ist an Ort und Stelle zitiert.

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung	3
Wie ein Mann, der eine Schildkröte gekauft und freige- lassen hatte, mit Jizōs Hilfe wieder lebendig werden konnte (17/26)	13
Wie der Drachenkönig von einem Tengu-Dämon ver- schleppt wurde (20/11)	16
Wie ein Mann aus der Provinz Settsu, der Rinder ge- schlachtet hatte, dadurch, daß er Tiere freigelassen hatte, die Rückkehr aus dem Totenreich erwirkte (20/15)	20
Wie ein Mädchen aus der Provinz Sanuki ins Totenreich gelangte und ihre Seele in einem anderen Körper zu- rückkehrte (20/18)	23
Wie der Kanzler Uchimaro ein bösesartiges Pferd ritt (22/4)	25
Wie eine Frau aus der Provinz Owari den Fuchs von Mino bezwang (23/17)	26
Wie eine Frau aus der Provinz Owari ein von ihr fein gewebtes Gewand zurückholte (23/18)	28
Wie ein Arzt ein Mädchen heilte, das mit einer Schlange zusammengekommen war (24/9)	30
Wie Fujiwara Nobunori ein waka dichtete und freige- lassen wurde (24/57)	32
Wie Fujiwara no Sumitomo wegen seiner Seeräuberei mit dem Tode bestraft wurde (25/2)	34
Wie Bruder und Schwester aus der Provinz Tosa zu einer unbekannten Insel gelangten und dort ansässig wurden (26/10)	36
Wie im Kiefernain des kaiserlichen Palastes ein Dämon Menschengestalt annahm und ein Mädchen auffraß (27/8)	39

Wie eine schwangere Dame nach Süd-Yamashina ging, einem Dämon begegnete und entkam (27/15)	40
Wie der Assistent der Amtsstelle für kaiserliche Bluts- verwandte in seinen jungen Jahren mit einem Dämon zusammentraf (27/16)	43
Wie drei Männer, die über den Suzuka-Berg wanderten, dort eine unbekannte Tempelhalle betraten und da- selbst übernachteten (27/44)	46
Die Geschichte von der Nase des Zenchi no Naiku aus Ike no O (28/20)	48
Wie Nonnen ins Gebirge gingen, Pilze aßen und zu tanzen begannen (28/28)	52
Wie ein Diener des Ki no Sukenobu, des Obervize-mini- sters im Finanzministerium, von einer Schildkröte in die Lippen gebissen wurde (28/33)	53
Wie ein Kind eine Melone entwendete und von seinem Vater verstoßen wurde (29/11)	56
Wie Wespen auf dem Gipfel des Suzuka-Berges Räuber durch Stiche töteten (29/36)	58
Wie eine Mutterkuh einen Wolf zu Tode spießte (29/38)	62
Wie ein Mann mit achtbarem Charakter seine Frau ver- ließ, später zurückkam und mit ihr lebte (30/11) . .	63
Wie eine Frau nach dem Tode ihres Mannes keinen an- deren Mann mehr heiraten wollte (30/13)	67
Erläuterungen	69
Bemerkungen zur Aussprache und zur Übersetzung . .	77
Literaturverzeichnis	78

Die nach den Titeln in Klammern stehenden Zahlen weisen auf den jeweiligen Band des Konjaku und auf die Nummer